

A. 359.

Aus
Braunschweigs Vorzeit

von

Bosse von Watenstedt.

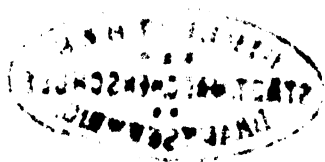


1903.

H. W. Zickfeldt (Inhaber: Gustav Wenzel)
Braunschweig.

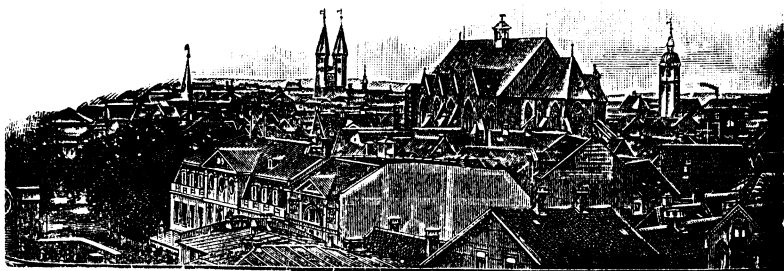


b 633 b



Aus
Braunschweigs Vorzeit.





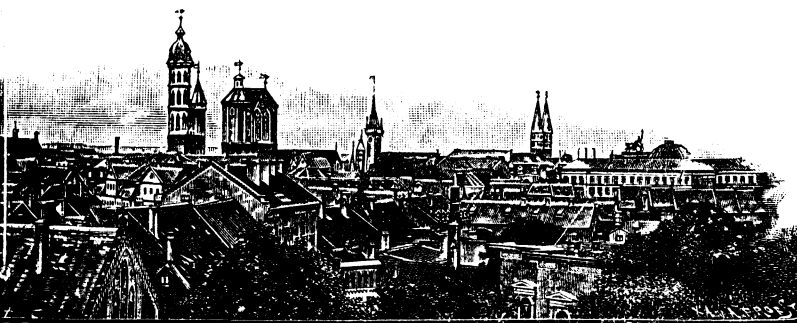
Vorwort.

Niedersachsens Völkergeschichte bilden durch ein Jahrtausend hindurch dem Historien-schreiber den mannigfaltigsten Stoff für interessante, dem Sachsenvolke liebe und als auf seiner Scholle wie ein Denkmal wurzelnde Dramen.

Reich an heroischen Begebenheiten, an charakteristischen Gestalten sind besonders die welfischen Lande, deren wildwogende Vergangenheit einen sonderbaren Gegensatz zu dem südlich gelegenen Frankenreiche bildet.

Was über den Main und Rhein gen Norden zog, wurde noch über das späte Mittelalter hinaus mit mißtrauischen Blicken in unserm Norddeutschland aufgenommen; es war ein „Frank oder Schwab“, sie gehörten eben nicht zu der großen Familie der mächtigen Sachsen, sondern ihre Mundart wurde von letzteren nicht gern gehört.

Schon Winsbeck, einer unserer ältesten deutschen Dichter, welcher die äsopisch-moralphilosophischen Fabeln, meisterhaft



nach damaliger Zeit, beherrschte, beklagt sich über die nicht sehr freundliche Aufnahme allen süddeutschen Wesens in Niedersachsen:

„Sassen land sol true han —
so allin nit mag bestan;
und dem Fremmlin Abzug geben
mag er nit by munem leben.“

So zeigt sich das verschlossene Wesen der Niedersachsen noch in allen folgenden Jahrhunderten bis auf diesen Tag.

Reicher am Tragischen, denn am Heiteren ist die Geschichte des Sachsenvolkes; ernst und schwermütig sind seine Weisen, düster und bluttriefend waren seine Opferaltäre, seine Heldengestalten ragen trotzig und narbenvoll in die neue Zeit herüber — was Wunder — wenn ein Tröpflein dieses Blutes weiterrollte von Generation zu Generation.

Auch unser engeres Vaterland hat manche düsteren Episoden zu verzeichnen, deren Einzelheiten mehr oder weniger verwischt im Volksmunde durch Überlieferung weiterleben, und

dem Geschichtsforscher ist es vorbehalten, das Vorhandene festzulegen und tunlichst nachzusehen, inwieweit das geschichtlich Wahre sich rein erhalten.

Lebenswarme Gestalten zu schaffen, sie reden und handeln lassen, streift schon in belletristisches Gebiet; doch hofft der Verfasser, daß seine so entstandenen historisch-romantischen Erzählungen schneller Eingang in den Leserkreis finden werden, als geschichtlich-pragmatisch festgelegte, trockene Daten, denen das Leben mangelt.

Der Verfasser.

Braunschweig, im November 1902.

Der schwarze Schrecken

des

Eichgerichts.





Wenn man heute von Braunschweig westlich durch die Lande geht, so betritt man bald den Boden des Eichgerichts.

Zum „Eichrichte“, wie der Landmann sagt, gehören die Dörfer Bierthe, Sonnenberg, Röchingen, Bechelde, Bechelade, Wahle, Bettmar, Gleidingen, Denstorf, Vortfeld bis Sophienthal, deren Distrikt von der in ihrem Bezirke stehenden Eichtheide, unter welcher die Vorfahren Volksgerichte abhielten, den Namen hatte.

Wo heute üppige Getreidefelder schwer die goldenen Aehren wiegen, wo der Landmann durch den Rübenbau tausende von Thalern dem Boden entzieht und gut gepflegte Wege und Chausseen das Gelände durchziehen, dort sah man vor kaum einem halben Jahrhundert noch tiefe, morastige, grundlose Feldwege, zu deren Seiten sich meist Ager und

spärliches Ackerland hinzog, und wenn der Bauer die kärglichen Früchte seines Fleißes, falls ihm nach Zehntabgabe und Steuer noch etwas übrig blieb, zur Stadt bringen wollte, so leuchteten die müden Klepper*), deren meist vier vor einem Wagen gingen, in den elenden Wegen mühsam vorwärts, alle hundert Schritte eine kurze Rast haltend.

Man schrieb das Jahr 1649, der Westphälische Friede war bereits geschlossen, aber noch immer durchzogen plündernde Horden die deutschen Gauen und suchten das noch etwa Vorhandene an sich zu reißen oder noch nicht Zerstörtes zu vernichten. Eine trostlose Wüste war das Land weit und breit, der Willkür roher Landsknechte auf Gnade und Ungnade ergeben, nur die festen Städte waren im Stande, derartige Schnapphähne und Wegelagerer gebührend abzuweisen.

Diese die Landstraßen unsicher machenden Marodeure hielten sich vollkommen sicher, sie zogen in größeren und kleineren Trupps durch das Land, unzüchtige Lieder singend und wehe einem Gehöft oder Dörfchen, in das diese Vandalen einbrachen, sie verschonten weder Kind noch Greis, die ärgsten Greuelthaten standen auf ihrem Programm, und wenn der geängstigte Dorfbewohner von ihrer Nähe Wind bekam, so raffte er in aller Eile die paar Armseligkeiten zusammen, floh in die Wälder, bis die Unholde abgezogen waren und dankte Gott, wenn seine elende Hütte vom rothen Hahn verschont geblieben war.

*) Schlechtgenährte Pferde.

Es ist durchaus glaubhaft, wenn die Geschichtsschreiber jener Zeit berichten, daß man Stunden Wegs kaum einen Menschen gewahrte, denn Krieg, Pest und Hungersnoth hatten das Land fast vollständig entvölkert; wo am Tage Mordbrenner gehaust, hielten während der Nacht hungrige Wölfe ihre schaurige Mahlzeit und gierige Nachlese.

*

*

*

An einem der nach dem Hofe hinausgehenden Fenster seines an der Gildenstraße belegenen Hauses stand der Großkaufmann Tobias Steckner und sah den Frachtern im Hofe zu, welche beschäftigt waren, zwei Wagen mit Speise- und Brennöl zu beladen; es war an einem Montag nach Quasimodogeniti, am Dienstag Morgen sollte die Ladung nach Hildesheim befördert werden.

In der Fensternische stand neben dem Vater Hela, des Hauses einzige Tochter. Um das feine Köpfchen ringelten sich die schweren Blondzöpfe in zierlicher Weise und bittend blickten die schönen Blauäugelein zu dem Vater empor, dessen hohe, etwas hagere Gestalt die Tochter um Haupteslänge überragte.

„Nicht wahr, Vater, du bleibst zu Haus, du gehst nicht nach Hildesheim?“ fragte Hela mit bebender Stimme.

„Es ist mir nicht möglich, die Reise zu unterlassen, mein Kind, lang aufgeschobene Geschäfte harren meiner dort, ich muß

hinüber!" erwiderte mit fester Stimme Tobias Steckner, nahm das Köpfchen seines schmollenden einzigen Töchterchens zwischen die weichen Hände und küßte es auf die Stirn; dann klingelte er dem Diener.

In der Thür erschien Christian, das alte treue Factotum des Hauses seit fast fünfzig Jahren.

„Höre, Christian!" sagte Steckner, „Geh zum Rathsvogt und bestelle mir fünf Stadtsoldaten zur Bedeckung, morgen früh drei Uhr geht die Fuhre ab!"

„Jawohl, Herr!" antwortete Christian und fuhr fort: „Es soll auch wieder viel böses Volk im Lande sein."

„Nun, wird wohl nicht so viel auf sich haben!" erwiderte Steckner, und Christian eilte, dem Wunsche seines Brotherrn nachzukommen.

Im Hause Tobias Steckner war Carl Wendelin angestellt, der auch seine Lehrzeit daselbst durchgemacht, seit zehn Jahren der Firma angehörte und sich bis zu deren ersten Vertreter aufgeschwungen hatte; ihm, dem strebsamen, immer gleich bescheidenen jungen Mann war Hela besonders gut, und als die Pfingstglocken zur Kirche riefen und Wendelin die steinernen Stufen zum Garten hinabeilte, stand er Hela Auge in Auge gegenüber — ein Blick — und die heiße Blutwelle, welche den Liebenden Stirn und Wangen purpurn färbte, wurde zum Verräther eines reinen keuschen Herzensbundes.

Nach Verlauf weniger Wochen meldeten sich dem Hause Tobias Steckner der Bremer Großkaufmann und Senator

Niedemeister nebst Sohn Cuno zum Besuch und der Vater Hela mußte bereits durch Briefe, daß der langjährige Geschäftsfreund für den Sohn zu werben kam, und an einem Junisonntage trafen die Beiden in Braunschweig ein.

Hela, welcher der Vater absichtlich keine Mittheilung von dem Vorhaben der Bremer Geschäftsfreunde gemacht, um auf die Tochter keinerlei Druck auszuüben, merkte bald mit seinem weiblichen Instinkt, daß der Besuch hauptsächlich ihrer Person galt. Zuerst überkam das junge Mädchen ein beklemmendes Angstgefühl, dann aber faßte sie sich bald und beschloß trotzig, die Sache abzuwarten. Es war ihr lästig und peinlich genug, von dem hochnasigen, geschniegelten und überall fest umherschneüfelnden Bremenser Jünglinge fortwährend angestarrt zu werden, und als dann der Augenblick kam, welcher den Beiden Annäherung bot und Aussprache gewährte, als Cuno Niedemeister voll eingebildeter Siegesgewißheit seine Werbung anbrachte, da wies ihn Hela hart und schroff ab, und der Jüngling mit dem schwarzen Schlüßwams wäre bald auf den Rücken gefallen, hätte er sich nicht noch rechtzeitig an einer Stuhllehne gehalten.

Mit einem wüthenden Blick auf Hela sagte der durch und durch von Egoismus strotzende Sproß des Bremer Rathsherrn:

„Das werde ich Ihr vergelten, Jungfer, Sie soll an mich denken!“ und mit schnellen Schritten verließ er zähneknirschend das Gemach und trat in das Zimmer des Hausherrn, wo Steedner und Niedemeister sen. über ein Schachspiel gebeugt saßen.

„Vater!“ rief Cuno, „mir ist unter diesem Dache eine Kränkung widerfahren, durch welche ich mich veranlaßt sehe, sofort in einen Gasthof überzusiedeln, ich bitte Euch ein Gleiches zu thun!“

Erschrocken waren die beiden alten Herren empor gesprungen und ehe sie noch eine Frage zu stellen vermochten, war der also Gefränkte bereits verschwunden.

Auf den verwöhnten und verzogenen Sohn des Großkaufmanns hatte die schöne Hela einen größeren Eindruck gemacht, als jener es sich gestehen wollte, daß ihm aber ein derartiger bündiger Korb zu Theil werden sollte, hatte er sich nicht träumen lassen und ein unbezähmbarer Haß überkam ihn, wenn er an die erlittene Demüthigung dachte.

Gesenkten Hauptes betrat Hela den Raum, in dem die beiden Väter sich noch immer wortlos gegenüber standen, laut aufschluchzend warf sich das junge Mädchen plötzlich an des Vaters Brust.

„Vater, ich kann es ja nicht, kann nicht die Seine werden, ach, ich bin so unglücklich! Weshalb hast du mir nicht früher gesagt, daß du mich feil bieten wolltest, verkaufen wie eine Waare?“

Das beleidigte Weib war in der Jungfrau erwacht und erst nach geraumer Zeit vermochte der besorgte Vater die Tochter zu beruhigen.

Da ging Hela in einer Anwandlung angeborener Güte und dem Feingefühl eines wohlerzogenen Kindes auf Niedemeister zu, streckte ihm beide Hände entgegen und

schlug die thränenschimmernden Augen voll zu ihm auf indem sie sprach:

„Vergebt mir, lieber, alter Herr, ich habe Euch nicht kränken wollen, aber ich kann nicht Eure Schwiegertochter, nicht die Frau Eures Sohnes werden, mein Herz ist nicht mehr frei, es gehört einem andern!“

Sprachlos ob des Geständnisses sahen sich die beiden Handelsherrn an, bis Steckner, sich ermannend, das Wort nahm:

„Das ist ja eine sonderbare Bescheerung, also hinter dem Rücken des Vaters werden Liebeshändler getrieben?“ fragte er entrüstet.

Da fiel Niedemeister, welcher noch immer die Hände Helas in den seinigen hielt, dem Freunde in die Rede:

„Wo das Herz spricht, schweigt der Verstand; mein Kind, möge Dir Deine Wahl zum Segen gereichen!“

Hela hatte, trotz ihrer Jugend, die Fassung wieder gewonnen, sie drückte dem alten Rathsherrn die Hände und sprach innig:

„Habt Dank, tausend Dank für Eure Worte bester Herr!“ und zum Vater gewendet fuhr sie fort:

„Vergebung Vater! Deine Worte sind hart und ungerechtfertigt, aber noch nie ist ein Wort über meine Lippen gekommen, noch habe ich Liebeshändler getrieben, jedoch ich weiß, daß ich nur Einem gehören, nur Einem mein Herz schenken kann!“

„Sooo!“ sprach Steckner gedehnt. „Und wer ist der Mann, den meine Tochter für würdig hält, Schwiegersohn des Senators und Großkaufmanns zu werden?“

„Wendelin!“ hauchte Hela leise und ließ den Kopf auf die Brust sinken um ihre Röthe zu verbergen.

Die Wahl Helas schien dem Vater nicht einmal unangenehm zu sein, denn in begütigendem, wenn auch etwas strengem Tone sagte er:

„Daß meine Tochter keinen Unwürdigen erwählen konnte, dessen war ich mir bewußt, doch ist zu einem solchen Bündniß immerhin die Zustimmung des Vaters nothwendig.“

„Ja“, fiel Niedemeister ein, „wenn ich hätte ahnen können, daß mein Plan bei Jungfer Hela auf Widerstand gestoßen wäre, hätte ich die beschwerliche Reise nicht unternommen,“ und Steckner die Hand reichend fuhr er fort: „Das Schicksal hat unsere Hoffnungen über den Haufen geworfen, lieber Freund, Menschenherzen sind nun einmal keine todte Waare, über welche sich nach Willkür verfügen läßt, jedoch bleiben wir demohngeachtet auch in Zukunft die Alten und soll keine Mißstimmung dieserseits unser gutes Einvernehmen stören.“ Im stillen Einverständniß drückte Steckner des Freundes Hand.

„Jetzt muß ich aber erst einmal nachsehen, wo mein Junge, der Hitzkopf, steckt, ich glaube beobachtet zu haben, daß er für Eure Tochter, lieber Freund, mehr empfindet, als wir ahnen.“

Mit diesen Worten verabschiedete sich Riedemeister von Steckner, um den Sohn aufzusuchen.

*

*

*

Cuno Riedemeister eilte, als er das Steckner'sche Haus verlassen, die Gölldenstraße entlang; nach etwa hundert Schritten stieß er, noch ganz von Haß und Rachegeanken erfüllt, auf ein Individuum, welches er bald über den Haufen gerannt hätte.

„Na nun aber langsam!“ rief der also angerempelte Fremde erzürnt.

„Nichts für ungut!“ sagte Riedemeister, indem er den Fremden von oben bis unten musterte, dann fragte er:

„Wißt Ihr nicht einen Gasthof in der Nähe?“

„O ja, für Geld und gute Worte will ich Euch hingleiten,“ antwortete der Fremde.

Riedemeister griff in die Tasche und gab dem Mann einen halben Gulden, welcher reiche Gabe dieser mit tiefem Bückling einsteckte.

„Das wäre ein Kerl für meinen Plan,“ dachte Riedemeister und sogleich suchte er sich des Fremden zu vergewissern:

„Hört!“ sprach er, „Kommt mit mir in den Gasthof einen Schoppen Wein trinken, ich möchte Euch etwas fragen!“

Der Fremde nahm an, und nach weiteren hundert Schritten traten sie in das Gasthaus „Zur Stadt Seesen“ ein. Riede-

meister ließ sich in eine hinter dem Gastzimmer belegene Stube führen, wo er nunmehr den Fremden unbehellig ausfragen konnte.

„Wie heißt Ihr?“ fragte Cuno den Mann und betrachtete dessen fadenscheiniges, zerrissenes Wams.

„Ich heiße Hennig Tetjens und bin Hafenbinder,“ antwortete dieser.

„Habt Ihr keine Beschäftigung? Warum seht Ihr so verlumpt aus und treibt Euch, wie ich annehme, bettelnd umher? Ihr seid doch ein gesunder, kräftiger Mann, der seine Arbeit wohl leisten könnte!“

„So wißt denn, Herr,“ sagte Tetjens, „es ist schwer, ohne Papiere Arbeit zu bekommen, in den Gilden und Gewerken nimmt man nur Gesellen und Handlanger, welche solche besitzen.“

„Habt Ihr denn niemals Atteste gehabt?“ fragte Riedemeister, die Flasche ergreifend und einschenkend; dann sagte er cordial: „Da, trinkt erst einmal ordentlich!“ und that selbst einen tiefen Zug aus seinem Schoppen.

Der Wein löste Hennig Tetjens die Zunge, und indem er näher rückte, sprach er in gedämpftem Ton:

„Euch darf ich wohl vertrauen, Herr, meine Papiere befinden sich bei dem Commando des Pappenheimer Kürassierregiments, allwo ich ein Jahr diente; als ich aber in Gemeinschaft eines Kameraden in Magdeburg einen Silberschrank plündern half, wurden wir überrascht und es wurde uns der Proceß gemacht; wir wurden zu Spießruthenlaufen verurtheilt.

Aber der Teufel war uns gnädig, wir sollten nicht umkommen. In einem Stalle hatte man uns bei zwei Pferden mit Stricken an die Krippe gebunden und der an meiner Seite stehende alte Krippenseher hatte bald meine Fesseln zernagt. Als ich mich frei fühlte, warf ich schnell den mir lästigen Kürass ab, löste die Bande meines Kameraden, und nachdem wir ein Loch in die leichte Lehmwand gebrochen, krochen wir hindurch und machten uns auf Nimmerwiederschen davon. Mein Kamerad floh nach seiner hessischen Heimath und ich wandte mich meinen Harzbergen zu, gesucht wurde weiter nicht nach uns, man würde mit dem Einfangen auch kein Glück gehabt haben.“

„Ihr seid mein Mann!“ sagte Cuno Niedemeister, als Tetjens geendet und leise fuhr er fort:

„Ich habe eine Arbeit vor, bei der ich eines unerschrockenen Mannes bedarf, versprecht Ihr mir zu helfen, so soll Euch mein Dank nebst kaiserlicher Belohnung gewiß sein!“

„Ich verspreche es Euch, Herr! Und sollte ich den Teufel aus der Hölle holen, so gut wie von Euch bin ich von einem Menschen lange nicht behandelt worden,“ antwortete Tetjens begeistert.

Cuno Niedemeister war eine wilde, jähzornige Natur, belastete doch schon ein Todschlag sein Gewissen. Im Trubel des Freimarkts zu Bremen hatte er einen Stadtsoldaten erschlagen, und nur der gewichtigen Stimme des Vaters im Senat und dem hohen Ansehen seiner Familie hatte er es zu danken, daß er mit einer großen Summe Geldes zu sühnen

vermochte; doch die gleichaltrigen Freunde und die gute Gesellschaft mieden ihn seitdem, und einsam und verbittert suchte er Vergessen an einem abseits stehenden Tische des Rathsfellers beim Weinschoppen. Seine nun mißglückte Werbung und die damit verbunden gewesene Demüthigung hatten alle die kaum in seinem Herzen entschlummerten bösen Eigenschaften wieder geweckt und fester und fester faßte er den Vorsatz, zu vergelten, nahm das Gefühl der Rache von ihm Besitz.

Christian, Steckners Diener, welcher einen Gang zu besorgen hatte, sah Cuno Riedemeister in Begleitung des Fremden den Gasthof „Zur Stadt Seesen“ betreten, und als er dieses seinem Herrn rapportiren wollte, war Riedemeister sen. gerade im Begriff, sich zu verabschieden, um nach seinem Sohne Umschau zu halten; so führte ihn denn Christian in oben genannten Gasthof, wo der Wirth den ehrwürdig dareinblickenden Handelsherrn empfing.

„Ist hier ein junger Mensch eingekehrt?“ fragte Riedemeister sen.

„Ja wohl, Herr, er sitzt mit einem Fremden im Hinterzimmer,“ antwortete der Gastgeber, „doch will der Herr nicht gestört sein,“ setzte er zögernd hinzu.

„So führt mich zu ihm hin, ich bin der Vater des jungen Mannes!“ sagte Riedemeister, und willig geleitete man ihn an die Thür der Stube, in welcher Cuno mit dem Fremden Zwiesprache hielt.

Als Cuno die Gestalt des Vaters auf der Schwelle gewahrte, war er verdußt aufgesprungen, doch dieser winkte

dem Sohne, Platz zu behalten, als er ihn in Gesellschaft des Fremden sah, dessen Gestalt er in der halbdunklen Ecke nicht recht zu erkennen vermochte; hätte er das fragwürdige Aussehen des Menschen gewahrt, mit dem sein Sohn bei der Weinflasche saß, er würde wahrlich geforscht haben, was dieses für eine Bewandniß habe.

„Höre, mein Sohn“, sagte der Kaufherr, indem er Cuno bei Seite nahm, „schlag Dir die Tochter Stedners aus dem Sinn, sie ist dem Procuristen des Hauses so gut wie verlobt.“

Bei den Worten des Vaters frampfte Cunos Herz sich zusammen, eine leichte Blässe überslog sein Antlitz, dem eine jähe Röthe des Zornes folgte; dann brauste er auf:

„Also am Narrenseil wagte man uns zu führen?“

„Ruhe, Ruhe mein Sohn!“ beschwichtigte ihn der Vater, „weder Stedner noch ich wußten, daß Hela schon eine stille Wahl getroffen habe, und erst heute hat ihr Vater selbst davon erfahren.“

Niedemeister forderte den Sohn auf, sich am andern Morgen für die Heimreise vorzubereiten, doch dieser erklärte, noch einige Tage in Braunschweig verweilen zu wollen, um die Stadt besser kennen zu lernen.

„So mußt Du mit Postpferden zu Hause reisen, Du weißt, daß meine Geschäfte mir keinen längeren Urlaub gestatten, ich reise morgen in der Frühe ab,“ erwiderte der Vater und dem Sohn die Hand reichend, die dieser zitternd nahm, wünschte Cuno eine glückliche Fahrt, dann nickte der

alte Herr dem ihm unbekannten Tetjens zu und wandte sich zum Gehen.

„Hört, Tetjens,“ sagte Riedemeister, als der Kaufmann hinaus war, „wir müssen diese Nacht ans Werk und einen Handstreich ausführen, ich will die Geschichte nicht mehr aufschieben, sonst könnte sie mir wieder leid werden und das soll sie beim Teufel nicht!“ mit solch wildem Blick und Geberde, daß selbst dem abgebrühten Tetjens etwas wie Angst überkam. „Haltet Euch diese Nacht um 12 Uhr bereit, da gebrauche ich Euch, es wird ein schweres und gewagtes Stück werden,“ schloß Cuno.

„Herr, meinetwegen und wenn es den Bürgermeister hängen gilt, ich werde mich schon brauchbar zeigen!“ erwiderte Tetjens, dem keine That zu schwarz erschien.

Nachdem die Zwei noch eine Viertelstunde flüsternd berathschlagt hatten, brachen sie auf und verließen den Gasthof in der Richtung nach dem Gieseler.

An Selbstbeherrschung fehlte es Cuno Riedemeister nicht, denn niemand vermochte ihm anzumerken, welche Unthat er für die kommende Nacht vorbereitet.

*

*

*

Dröhnend hallten von St. Martini die Schläge der Mitternacht, der Mond stand hinter Wolken; im ungewissen Lichte zeigte sich an der Ecke der Sonnen- und Gildenstraße eine mit einem Knüttel bewaffnete Gestalt, welcher sich

alsbald eine zweite in einem Mantel gehüllte zugesellte, deren Gesicht durch eine Halbmaske verdeckt war.

„Seid Ihr bereit?“ fragte der Vermummte.

„Ich bin bereit!“ klang es gedämpft zurück; nun wandten sich beide nach links und standen bald vor dem Hause Tobias Steckners.

Tetjen, der auf alle Fälle vorbereitet war, zog ein paar Dietriche aus der Tasche, und bald war des Schlosses Hindernis beseitigt; doch als er dann leise zu öffnen versuchte, gab die Thür nicht nach, mit dem schweren von innen sperrenden Riegel hatte er nicht gerechnet.

„Was nun?“ raunte ihm Riedemeister zu.

„Halt, ich hab's! Noch ein Weg bleibt uns frei, wir müssen von hinten durch den Garten einzudringen versuchen,“ sagte Tetjens, der mit der Vertlichkeit vertraut war.

So gingen sie ein paar Schritte um die Ecke, die Sonnenstraße hinauf, überstiegen eine niedrige Mauer und standen bald vor dem Stadtgraben. Ratlos sahen die Bösewichter hinüber; da entdeckte Tetjens unter überhängendem Buschwerk einen alten Rahn, da derselbe angeschlossen, durchfeilte er die Kette, beide sprangen hinein und steuerten auf eine sogenannte Fülle*) los, wo sie das Fahrzeug anlegten und verfestigten.

Tetjen, der nicht ohne Mutterwitz war, zog ein Fläschchen Del aus der Tasche, um die in halbverrosteten Angeln hängende

*) Eine auf zwei starken Pfählen ruhende, aus Brettern gebildete Plattform.

Pforte zu ölen, wobei er mit komischer Geberde meinte, daß man alten Thüren und alten Weibern das Maul schmieren müsse, um sie am Plappern zu verhindern, welche Bemerkung selbst dem finsternen Riedemeister ein flüchtiges Lächeln abzwang.

Vorsichtig traten sie durch die sich geräuschlos drehende Pforte.

Den unstäten Blick an den hohen Lagerhäusern des Stedner'schen Grundstückes auf- und abschweifend lassend, eilte Cuno Riedemeister durch den Garten über den ersten Hof voraus und stand nun wiederum vor einer festen Eichenthür, welche den Durchgang zu dem eigentlichen Hauptgrundstück an der Gildenstraße sperrte, das mit dem der Echternstraße durch einen Straßenüberbau verbunden, sonst aber nur stark vergitterte Lagerhausfenster zeigte. Diesen Weg wählte Tetjens, um in das Hauptgrundstück zu gelangen.

Der Mond trat aus den Wolken hervor, mit seinem hellen Lichte Garten und Hof überstrahlend. Schon war Tetjens an Cunos Seite und führte den Dietrich in das Schloß; nach wenigen Sekunden öffnete sich dieses, und nun schritten sie vorsichtig über die gepflasterte Stiege, wo Riedemeister sich ganz dem ortskundigen Tetjens überlassen mußte.

„Hier, Herr!“ flüsterte Tetjens, und führte Cuno an eine steil anstrebende Treppe. „Hier müssen wir hinauf, über die Echternstraße weg, und dann heißt's vorsichtig sein und Niemand zu wecken.“

„Wie wird's mit dem bissigen Hunde werden?“ fragte Riedemeister leise.

„Auch dafür habe ich gesorgt, Herr,“ gab Tetjens zurück, auf ein am Knopfe seines Wamses baumelndes Päckchen deutend.

Der Ueberbau war durchschritten, und Niedemeister befand sich mit seinem Spießgesellen im Hauptlagerhaus der Gildenstraße.

Auf dem langgestreckten, dunklen Boden lagerten Getreide und Sämereien aller Arten; der starke Geruch des Leinsamen vermischte sich mit dem süßen Aroma des Mohn und des gewürzhaften Kümmel, eine duftschwangere Atmosphäre beengte die Brust. Plötzlich ging in der Nähe eine Ragenmusik auf, welche den nächtlichen Eindringlingen keinen geringen Schrecken einjagte. Ein großer schwarzer Kater saß zornglühend auf einer Leiter und starrte Tetjens an, bis dieser mit einem Fluche auf das Tier zusprang, es am Schwanze ergriff und durch eine Luke in den Hof hinab schleuderte; hier fiel der gefürchtete Hofhund darüber her und erwürgte es sofort.

Mit teuflischer Freude hörte Tetjens, daß der gefürchtete Wächter des Hauses sich im Hofe aufhielt. Sofort entrollte er sein Päckchen, ging an die Luke und warf kleine, stark vergiftete Fleischstückchen in den Hof hinab, und schon nach wenigen Minuten verkündete das Köcheln des sterbenden Tieres, daß das furchtbare Gift seine Wirkung gethan.

„Nun Herr, jetzt ist es Zeit, wir können getrost hinuntersteigen, uns wird wohl niemand mehr stören,“ sagte Tetjens zu dem ungeduldig werdenden Niedemeister.

Wiederum stiegen die Beiden eine breite Treppe hinunter und standen nun vor einer verschlossenen Thür. Tetjens beiseitigte auch dieses Hindernis; nachdem das Schloß nachgegeben, suchte er zu öffnen, doch schob sich die Last eines Körpers schwer vor der Thür her, und als sie Durchlaß fanden, gewahrten sie den noch schwach röchelnden verendenden Hund, dessen Kadaver noch im Tode ein Hemmnis für die Eindringlinge gewesen.

Jetzt standen die Verbrecher auf dem letzten Hofe, dessen Thür direkt in das Wohnhaus führte, dieselbe war unverschlossen, wahrscheinlich, weil man den treuen Hund wachend wähnte.

In der Flur des Wohnhauses war es dunkel und Tetjens vermochte sich schwer zurecht zu finden, selbst Riedemeister, der hier schon zwei Tage als Gast verweilt, schien der Ortsfinn abhanden gekommen zu sein.

Cunos trotziger, niedriger Charakter war nicht zum Grübeln geschaffen, denn Rache zu nehmen an der, die ihn verschmäht, ihn, den Sohn des Senators der mächtigen Hansestadt Bremen, ihr zu vergelten war sein ganzes Sinnen und wußte jetzt, wo er sie am empfindlichsten traf; teuflisch lachte er auf im leisen Selbstgespräch:

„Einen kalten Bräutigam soll sie haben, so kalt wie sie mich selbst behandelt hat!“

Während diese schwarzen Gedanken Cuno ganz beschäftigten, fiel ein schwerer metallner Gegenstand auf die Fliesen der Flur nieder; Tetjens war mit einem Fuße in das Winde-

feil geraten und hatte die an der Wand lehrende eiserne Brechstange zu Boden gerissen, durch welches Getöse Christian, des Hauses Diener, aus seinem Schlummer geschreckt, Veranlassung nahm, dem Geräusch auf den Grund zu gehen.

Raum hatten sich die Uebeltäter von ihren Schrecken erholt und gewahrten, daß in einem Zimmer Licht geschlagen wurde, so eilte Niedemeister mit zwei Sägen die breite Freitreppe hinan, welche zu der rings sich umherziehenden Gallerie führte, und als der alte Christian arglos aus der Türe trat, durch deren Fenster er schon einige Minuten von Niedemeister beobachtet worden war, da sprang ihn dieser an die Kehle, und indem er ihn den blitzenden Dolch vor die Augen hielt, zischte er ihn an:

„Sprich! wo schläft Wendelin? oder Du stirbst auf der Stelle!“

Der vor Schreck und Würgen halbtote Christian zeigte auf eine Türe, wobei ihm die Augen aus den Höhlen traten. Unterdeffen war Tetjens herangekommen und hatte sich auf Christian geworfen, um, wie er zu Niedemeister sagte, ihn unschädlich zu machen, dabei würgte er den Alten derart, daß dieser bald bewußlos dalag.

Euno Niedemeister war nach der ihm von Christian bezeichneten Türe gestürmt, hatte diese geöffnet und befand sich in einem vom Dämmererschein des Nachtllichtes erfüllten Zimmer. In seiner Aufregung achtete er nicht der einen Stuhl bedeckenden Frauenkleider, sondern eilte an das Himmelbett, schlug den Vorhang zurück und führte mit dem Dolche zwei

kräftige Stöße nach der in den Rissen ruhenden Gestalt. — Ein unterdrückter Schrei — ein Köcheln — und Totenstille folgte.

Wie von Furien gepeitscht eilte der Mörder mit dem blutigen Dolche in der Rechten die Stiegen hinab, selbst Tetjens lief wie besessen hinterher und vermochte kaum zu folgen.

„Hier, diese Treppe, Herr!“ rief Tetjens, als er sah, daß Riedemeister einen falschen Weg einschlagen wollte, „und steckt doch das Ding da bei, Ihr könntet Euch sonst verletzen!“ fuhr er, auf den Dolch zeigend, fort, der noch immer in der Hand Cunos blinkte.

Riedemeister zog, auf dem Boden angekommen, die blutige Klinge ein paar Mal durch einen Haufen Leinsamen, wischte sie an einem in der Nähe stehenden Sacke ab und steckte sie sorglich in die Scheide.

Nach wenigen Minuten standen die Unholde wieder vor dem Stadtgraben, lösten den Rahn und setzten an das andere Ufer.

„Jetzt heißt es aber, Herr, die städtischen Tore in den Rücken bekommen, sonst dürften wir mit des Nachrichters Braut*) zu nahe bekannt werden!“ stöhnte Tetjens ängstlich.

„Keine Sorge, Tetjens, in einer Viertelstunde sind wir draußen; nur schnell und keine Zeit verloren!“ erwiderte Riedemeister, und schon nach wenigen Minuten wurde der Pförtner des hohen Tores aus seiner Ruhe geschellt.

*) Dem Schwert.

Der müde Torhüter rieb sich die Augen, und als er in Riedemeister einen Mann besseren Standes erkannte, öffnete er mit einer Verbeugung die Thür zum Wächthaus, nahm die schweren Schlüssel von dem Wandbrett und schloß, unter Einsteckung eines Trinkgeldes und umständlichen Dankesworten, das Thor der Stadt auf.

Nun waren beide vor dem Tore — aber nun wohin? Ratlos blickten sich Tetjens und Riedemeister eine Weile an, dann begann dieser:

„Vorwärts, Tetjens, kein nutzloses Zaudern, wir haben die Brücke hinter uns abgebrochen, es giebt kein Zurück mehr!“

So wanderten die zwei Rumpanc mit verbrechenbeschwerten Herzen in der Richtung nach Denstori zu.

*

*

*

Als die große Uhr im Flur des Hauses halb vier schlug, erwachte Tobias Steckner aus schwerem Traume:

„Schon halb vier und Christian noch nicht munter?“ fragte sich Steckner nach dem Glockenzuge greifend — kein Christian erschien.

„Sollte dem Alten etwas zugestoßen sein?“ setzte er sein Selbstgespräch fort und zog an der Glocke, welche im Gemach Wendelins hing, dann stieg er schnell aus dem Bette, setzte den zweiarmigen Leuchter in Brand und warf

ein weites Nachtgewand über. Kaum hatte er einen Schritt nach der Thür getan, als Wendelin schnell nahte, dann hörte er diesen einen Schreckensruf ausstoßen.

Tobias Steckner eilte hinaus:

„Nun, was giebt's?“ rief er, den Leuchter emporhaltend.

„Ach, Herr Steckner, seht, unserm guten Christian ist etwas zugestoßen, ich glaube jedoch, er atmet noch!“ und dabei legte er das Ohr an die Brust des Bewußtlosen.

Schnell hob man Christian auf und legte ihn sanft auf das Bett seines Zimmers.

„Geschwind einen Arzt, er lebt, aber schnell, Wendelin!“ befahl Steckner.

Wendelin eilte, einen Arzt herbeizuholen, und trug vor der Thür Hanne, die Hausmagd, die im Begriff war, Barbara zu wecken, welche den Haushalt führte, und wahre, abgöttische Liebe für Hela hegte, der sie an selbstloser Fürsorge in Wahrheit eine zweite Mutter gewesen, seit für dieselbe, da sie kaum das Licht der Welt erblickt, das Mutterauge brach, dessen letzter Blick der Neugeborenen gegolten.

Als die Magd das Schlafgemach Barbaras betrat, rief sie gewohnheitsmäßig diesen Namen, doch es erfolgte keine Antwort. Neugierig schlug Hanne den Vorhang auseinander, weil sie glaubte, daß Barbara noch schlief, da gewahrte sie große, dunkle Flecke auf dem weißen Linnen des Oberbettes. Hanne, welche das Fürchterliche noch keineswegs ahnte, erfaßte die Hand Barbaras, von der eine eisige Kälte ausging, und als die erschreckte Magd die Hand zurückzog und beim

Scheine des Lichtes ihre mit Blut beschmutzte Hand wahrte, stieß sie einen markerschütternden Schrei aus und stürzte zu Boden.

Bald waren Steckner und der inzwischen hinzugekommene Kiedemeister sen. herbeigeeilt, und als sie die Magd ohnmächtig am Boden liegend sahen, ahnten sie nichts Gutes, schlugen die Vorhänge zurück und fanden Barbara in ihrem Blute schwimmend.

„Barmherziger Himmel! Was ist in meinem Hause vorgegangen?“ rief Tobias Steckner und rannte nach dem Zimmer seines Kindes, denn er befürchtete das Schlimmste. Doch Hela lag im ruhigen Schlummer, ein verklärtes Lächeln auf dem lieblichen Antlitz.

Es tat Steckner wehe, sein Kind aus dem friedlichen Schlummer zu reißen, doch es mußte sein.

Schonend bereitete er die Erwachende auf das Grauenvolle vor, und Hela, welche kaum die Worte mit ihren Gedanken erfaßt, sprang empor und eilte an die Leiche der treuen Pflegemutter, wo sie in lauten Jammer ausbrach.

Der Vater entfernte sanft die Tochter von der Toten und übergab sie der inzwischen wieder zu sich gekommenen Magd, welche in Gemeinschaft des Senators Hela in ihre Kremenate brachten.

Jetzt kam Wendelin in Begleitung des Arztes, und als dieser sah, daß die tote Barbara seines Beistandes nicht mehr bedurfte, ging er an das Lager Christians, der nach Einnöpfung einer belebenden Gasse unter der kundigen ärztlichen

Hand bald das Bewußtsein wieder erlangte. Zuerst verständnislos seine Umgebung anstarrend, begann er Sprachversuche zu machen, doch sank er ermattet auf das Lager zurück.

Riedemeister sen., der sich wohl als Last in einem Hause fühlte, über das so schweres Unheil hereingebrochen, drückte dem alten Tobias Steckner, welchem die Tränen die Wangen hinabrannen, sein inniges Beileid aus und verabschiedete sich herzlich von dem alten Geschäftsfreunde, der halb mechanisch seine Rechte in die Riedemeisters legte und mit tonloser Stimme: „Auf Wiedersehen und Gott befohlene Fahrt!“ wünschte.

Dann nahm Riedemeister flüchtig von dem übrigen Personal Abschied und bestieg den unten wartenden Reisewagen. Dem Rutscher gab er Anweisung, noch einmal am Gasthof „Zur Stadt Seesen“ vorzufahren, denn es drängte ihn doch, den Sohn noch einmal zu sprechen und ernstlich zu vermahnen. So ganz traute der Rathsherr dem Sprößling nicht, daß dieser wieder eine Dummheit oder einen leichtsinnigen Streich im Schilde führte, stand fest, doch wollte er es an der väterlichen Vermahnung nicht fehlen lassen; — hätte der arme Vater gewußt, welch schuldbeladener Verbrecher sein Sohn über Nacht geworden, er wäre gewiß nicht imstande gewesen, die Heimreise antreten zu können.

In dem Gasthose wurde ihm der Bescheid, daß der junge Herr seine Beche bezahlt habe und fortgegangen sei.

„Wahrscheinlich wird er einen anderen Gasthof aufgesucht haben,“ sagte sich der Rathsherr und fügte leise hinzu:

„Dann geleite ihn Gott!“

Nach einer Viertelstunde schon befand sich der Wagen des Senators vor den Thoren der Stadt, wo er sich einem anderen, von bewaffneten Reifigen bedeckten Wagenzuge nach Hannover anschloß.

*

*

*

Da, wo die Häuser des Madamenwegs sich bis fast an den Zimmerlahbusch erstrecken, trat dieses Gehölz zu jener Zeit, in der unsere Geschichte spielt, keilsförmig bis auf Büchsen- schußweite an die Mauern der Stadt heran, wo es in der oberen Hälfte des heutigen Madamenwegs als kurzes Ge- strüpp auslief.

Der laue Juniabend mit dem hellleuchtenden Monde, die gleich Demanten funkelnden Glühwürmchen, die klagende Nachtigall, das Froschkonzert des nahen Weihers, nichts be- rührte die Herzen der Verworfenen, nur war der helle Mond- schein ihnen genheim, der sie Steg und Weg erkennen ließ. Jetzt wurde das Gehölz dichter; das harte Holz der Weiß- buche bildete mit Schleh- und Weißdorn ein undurchdring- liches Gewirr, durch das sich ein schmaler Pfad schlängelte, in diesen bogen die fluchbeladenen nächtlichen Wanderer ein.

So mochten die Zwei noch eine weitere Viertelstunde gegangen sein, als sie plötzlich stugten: durch die Büsche fiel an verschiedenen Stellen heller Feuererschein, und ungewiß, ob

sie es mit Zigeunern, regulären Truppen oder plündernden, sogenannten Freischaren zu tun hatten, welche sich vergeblich zur Rettung der alleinseligmachenden Kirche zusammentaten, um für ihre Räubereien einen Deckmantel zu haben, schlich Tetjens vorsichtig näher, hinter einer mächtigen Eiche Deckung suchend: Da! — Was war das? — Eine wohlbekannte Stimme schlug an sein Ohr — wo hatte er diese schon einmal gehört, ja sogar oft gehört? Nach einigen Minuten aufmerkssamer Beobachtung hätte Tetjens fast einen Freudenschrei ausgestoßen, er hatte am hellen Scheine des Feuers, deren etwa zehn brannten, seinen ehemaligen Kameraden von den Poppenheimern erkannt, welchen er vor dem Schicksal des Spießrutenlaufens bewahrt hatte.

Tetjens winkte Riedemeister näher zu kommen und erklärte ihm seine Entdeckung.

„Setzt gebt acht, Herr! Drüben wird man die Ohren spitzen,“ sagte Tetjens und ließ den Sammelruf der Poppenheimer erschallen.

Als der am Feuer stehende ehemalige Kriegskamerad Tetjens den ihm wohlbekannten Ruf vernahm, sah er, erschrocken lauschend, empor, schon wollte er zum Spieße greifen und Alarm schlagen, da tönte es ganz in seiner Nähe:

„Conrad Dören, lieber alter Kamerad, kennst Du Hennig Tetjens nicht?“

Des rauhen Landknechtes Miene verklärte sich zu wahrer Freude, er eilte auf Tetjens zu und ihn stürmisch umarmend rief er:

„Hennig! Hennig Tetjens, Du bist's?! Wo kommst denn her, alle Teufel, das hat mich die Mare*), welche mich diese Nacht quälte und mich nicht schlafen ließ, auch nicht ahnen lassen — und wen hast Du da?“ fragte er, auf Cuno Riedemeister deutend, fort: „Ein guter Bekannter von mir, der auch zu Eurem Fährlein halten möchte,“ erwiderte Tetjens.

„So seid willkommen!“ sagte Dören, auf Riedemeister zugehend und diesem die Hand reichend.

Unterdessen hatten sich mehrere der fragwürdigen Gestalten der Gruppe genähert, und Cuno Riedemeister begann voll Interesse das Lager zu mustern, es mochten wohl an fünfzig Mann sein, welche es bevölkerten. Unter einer Eiche stand ein hoher, zweirädriger Karren, der mit Kochgeschirr und Gerät beladen war, in dessen Nähe ein magerer Gaul das Gras aus den Büschen suchte. Etwa zwanzig Schritte davon standen, an eine Eiche gekoppelt, zwei wohlgenährte Pferde, die aus einem Zuber fraßen, auch ein fettes Rind nebst vier Schafen weideten in deren Nähe.

Dören nahm den breitrandigen Hut vom Kopfe und warf ihn auf die Erde, dann lud er Tetjens und Riedemeister ein, es sich auf den ausgebreiteten Decken bequem zu machen und legte sich selbst auf eine solche nieder, während die Umherstehenden wieder ihren Lagerstätten zugingen.

„Habt Ihr ein Schärmüzel gehabt?“ fragte Tetjens, als

*) Böser Geist, welcher, nach des Volkes Aberglauben, das Alpdrücken hervorruft.

er die blutige Binde um Dören's Stirn gewahrte, welche vorher vom Hute verdeckt gewesen.

„Ein böses, sehr böses Geplänkel lieber Hennig, bei dem wir unseren Hauptmann, Curt Olse, verloren haben.

„Wo und wann geschah das?“ fiel Cuno Kiedemeister ein, in dessen Kopfe sich Pläne aller Arten kreuzten.

„Vor allem möchte ich ein bißchen weiter aussholen, um Dir, lieber Hennig, meine Fahrten zu erzählen,“ fuhr Dören fort.

„Als wir beide damals in Magdeburg in dem zerstossenen und verfallenen Hause hinter einer halbverbrannten Holzwand das Silbergerät entdeckten, hätte man sich um uns wohl den Teufel geschert, wenn nicht unser Obrist v. Hornacker selbst sein scheeles Auge darauf geworfen gehabt hätte; wir hatten für ihn Beute gemacht und sollten uns dafür noch elendiglich zu Tode spießen lassen. In des Kaisers Schatzamt sind die schönen, kunstvollen Silbergeräte niemals angekommen, der spitzbübische Obrist, welcher die Spießruten zehnmal verdient hätte, ließ sie in eine Truhe packen und mit anderer Beute auf sein Schloß nach Bayern schaffen; das Stehlen war sein Privileg, selbst wenn er herrenloses von seinen Soldaten aufgebrachtes Gut diesen ungesetzlicher Weise im Raubsystem abnahm und sie alsdann, um seine Habgier besser zu verdecken, zum Tode verurteilen ließ.

Ich nahm damals, nach unsrer Flucht, Dienste beim Mansfelder Fußvolk; so kamen wir auch nach Northeim, allwo wir von Kaiserlichen Reitern angegriffen und, trotz des geschlossenen Friedens, zum Kampfe gezwungen wurden. So

wie Ihr uns hier seht, hat man uns von unserem Regiment versprengt, und um nicht völlig niedergemacht zu werden, flohen wir in die Wälder, sammelten uns wieder und zogen, da uns der Weg abgeschnitten war, durch das Gebirg gen Norden.

Der Hunger war groß bei unserer Schar, eßbares war weit und breit nicht zu haben; da sahen wir, den Bergrücken überschreitend, ein großes Dorf, welches Gebhardshagen benamft und an den Dichtenbergen gelegen ist, in dessen Mitte die langgestreckten Gebäude einen Amtshof erkennen ließen.

Wir zogen hinab in der Hoffnung, etwas zur Stillung des Hungers zu erhalten.

Auf dem Amtshofe bat ich den Amtmann flehentlichst, uns ein wenig Brot und Salz so auch etwas Wasser zu verabreichen, aber da kam ich schön an:

„Lumpenhunde, Raubgesindel, daß Ihr doch alle verrecken möchtet!“ war die Antwort und der Wunsch des menschenfreundlichen Mannes.

Jetzt nahm ich keine Rücksichten mehr, ich forderte die Kameraden auf zu nehmen wo etwas war und jeden, der es zu wehren versuchte, niederzustechen.

Da trat der Amtmann mit zornglühendem Antlitz mir entgegen, die feisten Backen blau vor Wut und Aerger, zog ein Pistol um mir eins aufzubrennen; da rannte ich dem unverschämten, gefühllosen Patron meinen Spieß in seinen dicken Wanst, daß die Eingeweide hervorquollen und seine Seele zur Hölle fuhr wohin sie gehörte.

Wohl nie hat ein Spieß gerechter getroffen als der meinige.

Da gab's ein Halloh; das ganze Dorf war rebellisch gemacht und mit Dreschflegeln und Sensen kamen die Bauern herbei; als sie aber unsre geschlossenen, wohlbewaffneten Reihen gewahrten, zogen sie sich, eingedenk des Spruches der Weisen: „Vorsicht ist besser als Mut!“ langsam zurück.

Raum konnten wir unsre Beute: die zwei Pferde, welche dort stehen, das Kind, die vier Schafe und noch viele Fleischwaren nebst Brot in Sicherheit bringen, da bligten zwei Schüsse durch die Gartenhecke des Gutes und unser mit uns versprengte achtundsechzig Jahre zählende Hauptmann Olse — ein braver und guter Mann — sowie dessen Neffe, ein ehemaliger Student, den ich von Rostock her kannte, allwo wir zwei Semester dieselben Vorlesungen hörten, sanken tödtlich getroffen zu Boden.

„Zurückzukehren, um Rache zu nehmen, war nicht ratsam, denn unser Häuflein war matt und hungrig und froh, von den unvernünftigen Frohnern nicht angegriffen worden zu sein; doch geschenkt soll die Untat, welche Beamte des Gutes begangen, den Schurken nicht sein, das schwöre ich! Die Menschheit ist nie rücksichtsloser als umgeben vom Ueberfluß, und nur in der Not erkennt sie der Wohlthat Segen; darum soll man kurz mit ihr abrechnen, sie muß zum Guten getrieben werden, ihr Urprinzip, die Trägheit gipfelt im Bösen; man hat uns den Kampf ums Dasein aufgezwungen — gut!

Wir nehmen ihn auf, und Du, Tetjens, und Ihr, Riedemeister, ihr wollt und könnt ihn mit uns teilen!"

Als Dören geendet, saß Riedemeister in Gedanken verloren — so sprach kein gewöhnlicher Landsknecht; Dören stieg in seiner Achtung und schien ihn nunmehr doch ein Hindernis für seinen Plan.

„Wir wollen sehen!“ sprach Cuno halblaut für sich und erhob sich von der Decke.

Dreimal ertönte der Knall einer Peitsche, dann folgten drei langgezogene Piffe.

„Der rote Glaas“, rief Dören, ließ den Signalpfeiff erschallen, und bald trat eine ziemlich behäbige Gestalt im Kittel der Frachter mit brandrotem Haar, auf dem breiten, geröteten Antlitz ein gutmütiges Lächeln, in den Schein des Lagerfeuers.

„Nun, mein lieber Glaas, heraus oder hinein?“ fragte Dören.

„Hinein, Herr Dören, sonst könnt's Euch wohl nicht mehr nützen,“ antwortete der Frachtmann, vor dessen Logi der Andre verstummte.

Glaas war einer von den Frachtern, welche in jener rechtlosen Zeit ziehenden Landsknechten sowohl als auch den plündernden Schnapphähnen für Waren aus den Städten sorgten, dafür allerdings nie zu fürchten brauchten, daß ihre Güter angetastet wurden; ja, es war schon vorgekommen, daß selbst plündernde Horden den Raub an solchen Frachtgütern bitter rächten und die Uebeltäter unablässig verfolgten. Der

rote Glaas fühlte sich unter der Gunst dieser Freischaren viel sicherer, als wenn ihm hundert Stadtsoldaten das Geleite gegeben haben würden.

Glaas hatte Dören, den er von Mansfeld her kannte, vor mehreren Tagen auf seiner Frachttour nach Northeim getroffen und erfahren, daß das versprengte Fähnlein dem „Eckrichte“ zuziehen wolle, dessen Gelände er monatlich zweimal von Hildesheim nach Braunschweig mit Gütern durchzog.

„Hört! lieber Glaas,“ redete Dören den Frachter an, zu essen haben wir ja vorerst in Hülle und Fülle, aber das Nasse mangelt, könntet Ihr uns nicht für ein paar Tonnen Bier sorgen?“

Glaas fragte sich hinter den Ohren und sagte etwas verlegen:

„Für eine Tonne hätte ich ja wohl noch einige Gulden übrig, und ob mir der Geizhals von Brauer noch eine zweite borgt, wo ich ihm noch sechs schulde, glaube ich kaum.“

„Wie? Was?“ mit diesen Worten trat Riedemeister hinzu

„Glaas meint, daß es mit der zweiten Tonne Bier einen Haken haben würde, da ihm der Brauer nicht mehr borge,“ erwiderte Dören.

„Nun, wenn's weiter keine Not hat!“ rief Cuno Riedemeister lachend, „an tausend Goldgulden stelle ich den Kameraden zur Verfügung,“ und dabei schnallte er die wohlgefüllte Geldkase unter dem Wams weg, das blinkende Gold durch die Finger gleiten lassend.

„Hier, Frachter, vorerst nehmt die fünfzig Goldgulden und nun gebt Acht! Doch wann kommt Ihr zurück?“ fragte er hastig.

„Ich lade meine Salzsäcke ab und bin um neun Uhr früh wieder vor dem Holze,“ sagte Claas.

„Gut denn!“ sprach Kiedemeister und händigte Claas die blizenden Goldstücke ein, indem er fortfuhr:

„Ihr bringt fünf Tonnen Bier, zwei Orhoft guten Rheinwein, das zum Kochen nötige Gewürz und seht zu, daß Ihr einen guten, festen Wagen für die Pferde da aufstreiben könnt, auch bringt Ihr mir ein gutes Schwert und zwei Pistolen nebst Pulver und Blei mit, was sonst noch übrig ist, sei Euer.“

Erstaunt blickten die Umstehenden auf den so reichen Kameraden; selbst Claas hatte schon in der Stille berechnet, daß ihm noch ein erkleckliches Sümmchen bleiben würde und verbeugte sich dankend.

Nun brach im Lager der Jubel los. Alle umringten den neuen so freigebigen Kameraden und viele kamen, ihm die Hand zu schütteln.

„Ich habe Euch abichtlich noch nicht nach Eurer Herkunft gefragt, weil ich den da kenne,“ nahm Dören das Wort, auf Tetjens deutend, und trat an Cuno heran, „doch müßt Ihr auch bessere Tage gesehen haben als sie Euch bevorstehen, ich halte Euch aus reicher Familie stammend, Ihr macht nicht den Eindruck, als ob Ihr ums tägliche Brot zu kämpfen gehabt hättet; — doch es ist nicht Neugierde, bester

Kamerad, es ist wirkliche Teilnahme, die mich Euch so fragen heißt!“

Euno faßte Vertrauen zu der Art und Weise Dörens und erzählte seinen ganzen bisherigen Lebenslauf. Das Bild, welches er den um fünfzehn Jahre älteren Dören entrollte, machte diesen etwas stutzig, und zu Tetjens hinüber sehend, sagte er:

„Euren raschen Blut mag viel verziehen sein, aber ich gebe Euch den Rat, sich im Schutze der neuen Kameradschaft zu halten, auch nicht zu viel Vertrauen zu schenken; in Eurer Heimat und den Städten möchte man Euren Verbrechen bald auf die Spur kommen, und zum zweiten Male würde Euer Säckel Gold nicht für Euer Leben stehen.“

Riedemeister reichte Dören die Hand und sagte:

„Ich halte zu Euch auf Tod und Leben, lieber Dören!“

Inzwischen war es neun Uhr geworden; die Sonne fing an, ihre Kraft zu entfalten, da erschien der rote Glaas wieder im Lager, in der einen Hand die Peitsche, in der andern das Schwert und händigte solches Riedemeister ein.

Euno zog die Klinge aus der braunledernen mit kunstvollem Silberbeschlag versehenen Scheide und ließ den feinselierten Stahl in der Sonne blitzen, dann blickte er Glaas an, der mit selbstzufriedenem Lächeln fragte:

„Gelt, Herr, es gefällt Euch doch?“

„Ich danke Euch, lieber Glaas, Ihr scheint Euch auf Waffen zu verstehen! Hier, das nehmet noch extra!“ sagte

Euno und reichte dem erfreuten Frachter noch einen Goldgulden.

„Nun aber angefaßt, damit die Sonne Bier und Wein nicht anwärmt!“ rief Glaas, und schnell machten geschäftige Hände sich daran, den Karren zu entladen, um vom nahen Wege die Bier- und Weintonnen herbeizuholen, deren Ankunft mit Jubel begrüßt wurde.

Im Schatten einer Eiche wurde ein Bett in die Erde gegraben, die Tonnen hineingelegt und mit kühlendem Rasen bedeckt, sodaß nur das Zapfloch frei blieb.

Nun begann im Lager ein lustiges Leben; man kannte die lechzenden, matten Gestalten von vorhin kaum wieder.

Da trat Dören an Riedemeister heran:

„Welch prachtvolles Schwert!“ rief er verwundert. „Laßt doch einmal sehen!“

Riedemeister reichte Dören das Schwert, der den Stahl entblößte, ihn prüfend betrachtend.

„Abusus non tollit usum!“ las er in schönen Versalien. Ein sarkastisches Lächeln überflog das bärtige Gesicht: „Der Mißbrauch hebt den rechten Gebrauch nicht auf,“ übersehte er, als ehemaliger Student war ihm das Latein noch geläufig.

„Welche Ironie!“ dachte Dören, „die Welt ist doch an allen Enden so schlecht wie rund: gute Sprüche, weise Lehren, salbungsvolle Worte und rabenschwarze Herzen voll Lug und Trug!“

*

*

*

Am Tage der Sommer Sonnenwende herrschte vollständige Ruhe im Lager, man hatte gut gegessen, getrunken und stärkte die müden Glieder im erquickenden Schlafe.

Als die Sonne langsam im Westen versank, bot das Lager ein geschäftiges Bild. Man setzte die Waffen in Stand, und mit wahrer Begeisterung wurde der Vorschlag Dörens aufgenommen, den man zum Führer gewählt und von Cuno Niedemeister selbst neidlos in Vorschlag gebracht worden war, kommende Nacht die an dem Hauptmann Olse und dessen Neffen begangene Schandtath an den schurkischen Gutsbeamten zu rächen.

Zwölf Mann, meist aus älteren Leuten bestehend, wurden zur Bewachung des Lagers zurückgelassen, und als die zehnte Stunde anbrach, zogen an fünfzig wohlbewaffnete, frohmuthige Landsknechte querfeldein, dem etwa drei Stunden entfernten Gebhardshagen zu, wo die Rächer nach Mitternacht in einem Deckung bietenden Walde ankamen.

Dören ermahnte die Leute, vorsichtig zu sein, damit kein Feuer entstehe. Vorerst sollten drei Mann auf Rundschau aus, den Wächter oder eine etwa anzutreffende Person des Gutes ohne Aufsehen gefangen nehmen, daß man einen Anhalt habe und unnützes Blutvergießen vermieden werde, um der Meuchelmörder habhaft zu werden.

Das Glück war den Rundschauern günstig: Der Hüttenjunge, welcher, eine Laterne in der Hand, den Kuhstall betreten wollte, wurde plötzlich von kräftigen Armen erfaßt, ihm ein Knebel in den Mund geschoben und ihm bedeutet,

daß man, sobald er Lärm mache, ihn sofort niederhauen würde, andernfalls ihm kein Leid geschehe.

Der Junge wurde zum Trupp gebracht und hier erfuhr Dören bald, daß es im ganzen Dorfe bekannt sei, daß der Gutsverwalter Justus Gaaren und der Hofmeister Jacob Hannemann die Täter seien.

Als der Junge merkte, daß es den verhafteten Gaaren und Hannemann eins auszuwischen galt, bligte es in den sonst blöden Augen schadenstroh auf, denn auf seinem schwachen Rücken zeugte manche blutunterlaufene Strieme von der Gefühlslosigkeit der beiden Slaventreiber.

Willig führte der Hutejunge die Landsknechte nach dem kleinen Hause, in dem sowohl Gaaren als Hannemann ihren Wohnsitz hatten, die übrigen vierzig Mann standen zur Deckung kampfbereit.

Die Meuchelmörder wurden im Schlafe überrumpelt, und es würde wohl auf dem Gute kein Mensch Argwohn geschöpft haben, wenn nicht eine Magd vom Dachfenster des Gutshauses aus, wo dieselbe ihre Schlafstelle innehatte, die sich schnell bewegenden Gestalten bemerkt hätte.

Bald waren die Gutsleute durch das Mädchen geweckt; als sie im Hause des Verwalters Spuren eines Kampfes bemerkten, alarmierten sie das Dorf, und bald zogen an hundert Bauern aus, um Dören zu verfolgen, obgleich mancher froh war, daß den Peinigern endlich einmal der verdiente Lohn wurde, und nur die Sorge, daß Schnapphähne ihnen die elenden Hütten niederbrennen könnten, hieß sie ausziehen;

falls sie aber gewußt hätten, daß man nur gekommen, um sie der beiden Quälgeister zu entledigen, man würde keinen Finger gerührt haben.

Gaaren und Hannemann wurden ihre Schandtaten vorgehalten, und trotz ihres Flehens legte man ihnen den wohlverdienten Strick um den Hals und zog sie an einer Eiche empor.

Waffengeklirr und wilder Lärm hieß Dören nach vollzogenem Richtspruch dem Waldrande zueilen, wo Riedemeister, der die Deckung hatte, mit den zu weit vorgedrungenen Bauern ins Handgemenge geraten war. Die armen Frohner mußten ihre Kühnheit schwer büßen, an fünfzig Mann blieben tot oder verwundet auf dem Kampfplatze, aber auch das Fähnlein hatte drei Tote und einige Bleessierte zu verzeichnen, darunter Dören, dem ein Sensenhieb die Schlagader getroffen, und der, trotz aller Bemühung der Kameraden, die Blutung zu stillen, in den Armen Riedemeisters und Tetjens seinen Geist aufgab.

Riedemeister fühlte mehr als Tetjens den Verlust, denn dem wilden, ungestümen Naturell Cunos bot der treuherzige und erfahrene Dören einen moralischen Halt; Cuno fühlte instinktmäßig, daß sein guter Stern durch den Tod des Kameraden im Untergehen begriffen sei und ein wildes nie gekanntes Gefühl überkam den fünfundzwanzig Jahre zählenden jungen Mann. Er sammelte die Kameraden, hielt eine von Blut und Mord triefende Ansprache, und die guten Geister hatten ihn wieder verlassen. Was früher nur Ehrgeiz und

Rache entfachten, niedere, böse Eigenschaften zu schüren vermochte, das — Gott sei's geklagt — gährte empor in wildem rasendem Schmerz um den Freund.

Zum Hauptmann und Führer gewählt, durchzog er mordbrennend die Lande, hauptsächlich aber hauste er böse im Eichgericht, wo es noch zu rauben und zu plündern gab, denn hier waren viele Dörfer von den das Land unsicher machenden Horden verschont geblieben.

Drei Monate trieb er sein Unwesen mit seiner Schar, seines schwarzen Bartes, der stechenden Augen und des schwarzen Wamses wegen, als „Schwarzer Schrecken“ bekannt und gefürchtet von Landbewohnern und Reisenden.

*

*

*

Aber auch Kiedemeister wurde vom Geschick ereilt.

An einem stürmischen Oktoberabend hatte er in einem verfallenen Bauernhause unweit Reppner Schutz gegen Regen und Kälte gesucht, von wo aus er dann mit seinen hungernden und frierenden Leuten während der Nacht Streifzüge unternahm. Besonders Tetjens wußte immer etwas Mundvorrat aufzutreiben, so kam er selbigen Abends mit einer Kiepe Brot angefeuchtet, welche er in Broistedt aus einem im Garten eines Bauern belegenen Bachhause hatte mitgehen heißen; doch bald war dieses aufgezehrt und von dem auf etwa zwanzig Mann zusammengeschmolzenen Häuflein wurden wiederum drei ausgelost, um auf die Proviantsuche zu gehen.

Die Dämmerung war hereingebrochen, und Tetjens unternahm wieder einen Streifzug auf eigene Faust. — Es sollte sein letzter sein.

Einsam und still lag eine Mühle an der Fußse, einem Flüsschen, welches das Amt Salder durchfließt; heute ist von derselben wohl kaum ein Stein mehr vorhanden, denn im Jahre 1660 geriet sie in Brand und was das Feuer verschonte, zerstörte nach ein paar Wochen das Hochwasser. Die umherliegenden Steine wurden von den Bauern zur Wiederherstellung ihrer verwüsteten und verfallenen Höfe benutzt, so daß man wohl sagen kann: „Und ihre Stätte kennet sie nicht mehr!“

Hier, zwischen Salder und Lebenstedt, lag jene freundlich dreinschauende Mühle, umgeben von saftigem Wiesengrün, beschattet und beschützt von Silber- und Pyramidenpappeln, denen sich zwei hohe Linden und am Wasser Bruchweiden gesellten.

Schon wirbelte der Oktoberwind gelbe Blätter auf das friedliche Dach der Mühle, die Pappeln rauschten leise ihr Nachtlied, langsam zog die nur halb sichtbare Mondscheibe durch Wolken, da schlich Tetjens, wie ein Raubtier sich fast auf dem Bauche hinter den Weiden des Ufers fortbewegend, um ungesehen den schmalen, nur aus einem Balken bestehenden Steg zu gewinnen, wo ihm höheres Gebüsch mehr Deckung bot.

Vorsichtig betrat er den schwankenden Steg, der sich fast bis auf den Wasserspiegel des damals bedeutend wasserreicheren

Flüßchens niederbog, dann blieb er drüben lauschend stehen. Eine Mädchenstimme sang ein schwermütiges Lied, dessen Text und Töne der Nordwest deutlich zu ihm herübertrug:

Vat uns hüt noch froh geshn,
Deß, wann morgen dyne Seele
Gehet zum Rich der Träume in,
Keine Erdenlust Dir fehle.

Tand und Flitter bleibt der Kranz,
Den sich Fürst und Landsknecht winden;
Alle nach, dem Todtentanz,
Müssen sie mit ihren Sünden.

Us dynselben Fleisch hervor
Gehen Fürsten, Bettelkinder;
Unterm lichten Lebensthör
Synd sie gleich, nicht Mehr noch Minder!

Tetjens fühlte etwas wie Nührung in sich aufsteigen, ihm war das Landknechtslied wohl bekannt, und wirklich perlte dem von Blut und Verbrechen träufenden Sünder eine Träne in den Bart; doch der knurrende Magen überwand bald die Regungen des Herzens und er schlich an das kleine, vom Feuerschein des Herdes erhellte Fenster und sah sich die Hausgelegenheit an.

Am Herde stand ein etwa zwanzigjähriges Mädchen; der helle Feuerschein fiel auf ihre hohe, üppige Gestalt, die kräftigen Arme rührten in einem Topfe, der über dem Feuer

hing; sie summtte noch leise die Melodie weiter, dann hob sie den Topf vom Feuer und setzte ihn neben die Flamme auf den Herd.

Da entdeckte Tetjens an einer Wand auf Stöcken hängend ein großes Stück Speck, dicht daneben einen Schinken.

„Das wäre etwas für einen knurrenden Landknechtsmagen; wenn sie nur auf einige Minuten fortgehen wollte und ich ein paar Schritte in die Thür thun könnte!“ sprach er leise für sich. Da schien das Glück ihm hold zu sein; das Mädchen hob den Topf auf und entfernte sich durch einen schmalen Gang. Schnell war Tetjens an der Herdewand und erfaßte die Speckseite, als er aber, ungenügsam, auch den Schinken nehmen wollte, wurde dieses sein Verderben. Der Stock, auf dem die Fleischwaren hingen, fiel mit Gepolter auf den Herd; das Mädchen eilte herbei um zu sehen, was es gäbe, und als es das Verschwinden der Fleischwaren bemerkte, schlug es Lärm. Ein Müllerknecht eilte herzu sowie der Pächter, des Mädchens Vater, welchem sich noch ein gerade anwesender Bauer anschloß.

„Weißt wohl nicht wohin er ausgerissen ist, Christine?“ fragte der Vater die Tochter, jedoch in selbigem Augenblick fuhr der große Wolfshund mit wütendem Gebell in die Kette, und zeigte die Richtung an, die der Dieb mit seiner Beute genommen. Schnell bewaffnete man sich mit Knüppeln, löste den Hund und verfolgte den Schnapphahn.

Als Tetjens, der schon eine Strecke gelaufen war, den klaffenden Hund auf seiner Spur vernahm, warf er den einen

ihn belastenden Teil seines Raubes von sich; ihm machte nur der Quadrupede Sorge, die zweibeinigen Verfolger sollten ihn schon so leicht nicht einholen.

Da hörte der Flüchtling den Hund sich dicht auf den Fersen; lauschend blieb er stehen, drehte sich blickschnell um, und hatte gerade noch Zeit sein kurzes Halbschwert zu ziehen, als der zornige Hund ihn an die Kehle zu springen versuchte. Tetjens verlor seine Ruhe nicht; mit sicherem Stöße rannte er dem Tiere den Stahl in die Brust, — ein klagender Laut und es brach zusammen.

Die beiden Verfolger hörten den Klage-ton des Hundes, eilten der Richtung zu und fanden ihn tot; hörten jetzt aber den Flüchtling durch den nun beginnenden Busch brechen. Schon waren sie ihm auf etwa fünfzehn Schritte nahe, als ihnen derselbe ein lautes: „Zurück! oder ihr seit des Todes!“ entgegen tönte.

Der Müllerknecht aber versuchte dennoch vorzudringen, da krachte ein Schuß, und die Arme in die Luft werfend fiel der Tollkühne auf das Gesicht. Die Kugel hatte ihm das Herz durchbohrt.

Dem Pächter war die Lust vergangen, auch der Bauer wollte von einer Verfolgung nichts mehr wissen; so entkam Tetjens mit einem Teil seines Raubes.

Als Hennig Tetjens sich nicht mehr verfolgt glaubte, wurde er gewahr, daß ihn seine überstürzte Flucht einer ganz entgegengesetzten Richtung zugeführt, denn rings umgab ihn

der Struffen*) (ein Gehölz zwischen Heerte und Hallendorf gelegen).

Nun setzte sich Tetjens nieder und begann an dem Schinken seinen Hunger zu stillen, und bald war der saftige Raub zu zwei Drittel im Magen des Schnapphahns verschwunden. Nachdem sich Tetjens gesättigt, eilte er über eine Waldblöße, sank jedoch plötzlich mit einem Schmerzensruf zu Boden. Er war mit dem linken Fuße in einen hohlen Baumstumpf geraten und hatte das Gelenk gebrochen; eine Angst sondergleichen bemächtigte sich seiner, es überkam ihm eine Ahnung, als ob er hier enden würde.

Der Himmel war Tetjens auch nicht hold, es fing erst langsam, dann stärker zu regnen an, und bald gesellte sich auch Schnee hinzu; er versuchte sich zu erheben, doch sank er bald zurück. Als er einsah, daß er zu gehen nicht imstande war, schleppte er sich, auf den Händen kriechend, unter einen etwa fünf Schritte entfernten Dornbusch. Der Fuß schwoll an und Hennig Tetjens überkam eine Ohnmacht; als er erwachte, funkelten ihm ein paar grüne Lichter entgegen:

„Heiliger Himmel! Wölfe!“ rief er entsetzt und sah denselben immer mehr herankommen.

Das gierige Raubzeug umkreiste sein Opfer immer dichter, und nun galt's, um sein Leben zu kämpfen. So hielt er sich das hungrige Rudel wohl eine Stunde lang mit dem kurzen Schwerte vom Leibe, als ihm aber wieder eine

*) Jetzt nicht mehr vorhanden.

Ohnmacht überkam, fielen die Angreifer über ihn her und bereiteten ihm ein schauriges Ende.

*

*

*

Auch Riedemeister wurde jene Mühle an der Fuhse zum blutigen Verhängnis.

Es war zwei Tage nach Hennig Tetjens grauenvollem Tode, als die Bauern erfuhren, daß der Schwarze Schrecken mit seiner Bande in der Nähe sei und seinen Schlupfwinkel in dem verfallenen Hause bei Reppner habe. Man beschloß, ihn am hellen, lichten Tage zu überfallen, damit niemand der Schnapphähne entweichen könne.

Wieder rauschten die Pappeln, flüsterten die Weiden im Winde, ein sonniger Oktobermorgen war's; wiederum stand Christine, des Pächters Tochter, geschäftig am Herde, als sie draußen hastende, polternde Schritte nahen hörte, und als sie auffah, trat eine wild aussehende, unheimlich blickende Gestalt auf die Schwelle, von deren Kopfe das Blut niederrieselte. Es war Riedemeister.

„Der schwarze Schrecken!“ entfuhr es dem Munde des Mädchens unwillkürlich, und totenblaß stand sie da.

Riedemeisters Ohr hatte den halblauten Angstruf trotz dem vernommen und fuhr das erschreckte Mädchen an:

„Kennst Du mich auch, Dirne? Die Verfolger sind mir auf den Fersen, um sie aufzuhalten komm, und hilf mir den

Steg in das Wasser werfen! Schnell, spute Dich! Nimm dort den Spaten, um das Erdreich zu lockern!“

Die Angst trieb das Mädchen Gehorsam zu leisten, denn niemand war im Hause, sie zu schützen.

Schon setzte sie den Spaten an, als die Bauern nahen; neuer Mut und neue Hoffnung überkam sie, und als Riedemeister sich bückte, um die Eisenstange unter den schweren Balken zu stemmen, diesen ins Wasser zu werfen, da erhob Christine den schweren Spaten zu wuchtigem Schlage und zerschmetterte Riedemeister den Kopf.

Als die Bauern anlangten, stand das mutige Mädchen, einer Jael gleich, neben ihrem Opfer, und die erstaunten Männer drückten der Pächterstochter ihre Bewunderung aus. So fühlte denn Riedemeister sein Verbrechen durch Weibeshand, auch ihn hatte die Nemesis ereilt.

Von seiner Bande sah man einen nach dem andern Gewater Langarm*) zieren, die Fürsten suchten wieder Sicherheit und Ordnung zu schaffen, und auf Schnapphähne wurde ganz besonders gefahndet. „Der schwarze Schrecken“ mit seiner Bande war der gefürchtetsten einer gewesen, und die geängstigten Landleute atmeten erst wieder auf, als sie Riedemeister nicht mehr unter den Lebenden wußten.

Dann erholte sich unser armes Vaterland allgemach, doch bedurfte es fast dreier Jahrhunderte, um wieder zur heutigen Blüte zu gelangen; der dreißigjährige Religionskrieg hatte die Säulen der Wohlfahrt zertrümmert und das Ver-

*) Der Galgen.

trauen der Menschheit untereinander hinweggeschwemmt. Viele urdeutsche Sitte ging zugrunde, und unser deutsches Volk hat so viel verloren, daß keine Ewigkeit imstande ist, es ihm zurückzugeben.



Der Wilde vom Hagen.



Eine Begebenheit aus der Zeit des Bauernkrieges
um 1525.





De Frohn kann uns nich frummen, ¹⁾
 Ich is dat anners kummen²⁾
 Dei Eddelmann is Bettelmann
 Un drängt sich an den Buerßmann;³⁾
 Un will wi öhm nich wol un gut,
 Vorlüst⁴⁾ hei Knochen⁵⁾ noch un Gut;⁶⁾
 Wi slaget öhn in Dutten⁷⁾
 Un smiet⁸⁾ öhn denn na butten.⁹⁾

So sangen an einem warmen Juniabend des Jahres
 1525 vor einem verfallenen Bauerhause des Weilers Thiede,
 welcher heute zu einem stattlichen Dorfe angewachsen ist, vier
 junge, dralle Landmädchen, und machten dazu den damals
 so sehr beliebten Eddel-Beddel-Blutschegang¹⁰⁾ um eine große,

1) frommen, 2) gekommen, 3) Bauersmann, 4) verliert, 5) Knochen,
 6) Haut, 7) zu einer unförmlichen Masse, 8) werfen, 9) draußen, nach
 außen, 10) Reigen, in welchem die Bauern die Leibeigenschaft zu be-
 graben vermeinten.

breitästige Linde, auf deren untersten Zweigen eine starke Bohle befestigt war, von deren Plattform eine Art Schalmeherabquierschöte, welche von einem halbwüchsigem Burschen gespielt wurde. Plötzlich verstummte das Instrument.

„Na Hinrik, weiter! weiter!“ riefen die fröhlichen Dirnen, aber Hinrik spielte nicht mehr, sondern blickte gespannt in die Ferne, kletterte schnell wie eine Eichhase in der Linde hoch und rief seiner Schwester zu:

„Dörte, Dörte, ich glaube nach dem Harwe*) zu is Feuer, und großes Feuer, kann auch gar nicht weit sein.“

Nun wurden auch die Mädchen aufmerksam, ließen einander los, und bald kündete ihnen die hochausschießende Lohe, daß in der Nähe ein Gebäude in Flammen stand.

Nachdem der ganze Weiler alarmiert war, folgten die meisten erwachsenen Personen dem Feuerschein, und nachdem sich die Männer mit allem möglichen Geschirr bewaffnet hatten, machten sie sich in seiner Richtung auf den Weg; denn sie glaubten, daß vom Harz her der Thomas Münzer käme, um auch hier die Bauern von der Leibeigenschaft, von Frohn und Zehnten zu befreien.

„Anne Marie,“ rief eine alte siebenzigjährige Frau einem drallen, dunkeläugigen Mädchen zu, „Anne Marie, was stehts Dufoda? Gleich gehst an die Herdstelle 's Feuer ausblasen.“

„Aber Vase,“ sagte die verlegen an den langen Zöpfen spielende Dirne und zog schnell ihr Tüschchen zurecht, unter

*) Die Lichtenberge.

dem die volle Büste auszubrechen drohte, „wenn der Münzer kommt, wird ja doch wohl Alles verheert.“

„Dumme Dirn,“ sagte die Alte, „der Münzer will uns ja retten, aber nichts verheeren.“

„Nu ja, Base, ich geh schon 's Herdfeuer tilgen,“ erwiderte Anne Marie froh aufatmend, und mit einer Behendigkeit, welche man der vollen Gestalt kaum zugetraut, sprang sie der Herdstelle des kleinen Häuschens zu und goß Wasser auf die noch flackernden Holzreste.

Bei dem Augustinerkloster Stederburg (heute Steterburg) waren drei Dominikaner seit zwei Tagen angekommen und hatten außerhalb desselben, in einem alten Hirtenhause, Wohnung genommen. Bischof Magnus von Hildesheim hatte sie eigens geschickt, um die Gegend vor den um sich greifenden neuen Anschauungen des Wittenbergers zu retten und dem alten Glauben zu erhalten.

Gerade als Anne Marie das Feuer gelöscht, trat in den Türrahmen der Hütte eine Gestalt, welche durch ihre Breite fast die ganze Tür einnahm und, die spärliche Helle zurückdrängend, das Innere des Häuschens verdunkelte.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sprach der Mann im wohlklingenden Tone.

„In Ewigkeit Amen!“ tönte es von den Lippen der Alten und des verdukt dareinschauenden Mädchens.

Bruder Medardus war eine hohe, ehrfurchtgebietende Gestalt, jedoch nicht von den besten Grundsätzen beseelt; es glitt, wenn er lächelte, ein Zug über sein Gesicht hin, der in

wenigen Strichen den auf Sinnlichkeit gerichteten Charakter offenbarte.

Langsam hatten sich ihm die alte Frau und das Mädchen genähert und küßten das ihnen dargehaltene Kruzifix, darnach das Gewand, welches Medardus trug.

„Was seid Ihr so zage? Was ängstigt Euch an mir?“ fragte Medardus, welchem das scheue Wesen der Beiden auffiel, „Wo sind die Männer hin? Man sieht nicht einen im ganzen Weiler.“

„Dem Münzer zu, der vom Harz kommt,“ plapperte die Dirne, während die alte Base fast vor Schreck über den Vorwitz des Mädchens in die Kniee sank.

„Ach was, zum Feuer sind sie nach Assum*) zu,“ verbesserte die Alte etwas schüchtern und beklommen.

„Heil'ge Jungfrau!“ rief Medardus, „also auch unter Euer friedlich Dach hat der verwegene Kirchenräuber und Landverräter sein schleichend Gift gegossen?! Sprecht! Wer war hier und brachte Euch die Kunde von dem gotteslästerlichen Hölle Mann?“

„Der Frachtmann, heil'ger Bruder, der von der Stauffenburg gen Braunschweig fährt; er sagte auch, daß, wenn der Münzer käme, wir nicht mehr frohnen müßten und keinen Zehnten zu geben brauchten, auch dürfte dann der Junker nicht mehr unserer Töchter begehren; seht, heil'ger Bruder, das könnt' uns doch wohl frommen!“

*) Assum war ein Dorf des heutigen Amtes Salder, östlich von Watenstedt gelegen; es wurde im 30 jährigen Kriege vollständig zerstört.

„Irre Schafe die Ihr seid! Gott hat mich noch zur rechten Zeit ersehen, Euch die Augen zu öffnen, damit Ihr nicht blindlings hineinrennt in das Verderben, welches die ewige Verdammnis nach sich zieht. Unser hochedle Herzog Heinrich, den die Heiligen schützen mögen, ist mit vielen deutschen Fürsten gen Frankenhäusen gezogen, allwo sie den Münzer gefangen samt seinen Kumpanen und aufrührerischem Gefindel. Dem Münzer und seiner Sippe wird der Henker das Haupt abschlagen; hütet Euch, daß nicht Gottes und der Fürsten Strafgericht ein Gleiches über Euch kommen läßt!“

Nach erteiltem Segen, um welchen die Alte in ihrer Herzensangst verschüchtert bat, schritt Medardus der Thür zu, dann wandte er sich noch einmal um und fragte:

„Sagt, wo geht der Weg gen Riddagshausen, könntet mir wohl ein Stück Geleit mitgeben, vielleicht Eure Tochter da, die den Steg wohl kennt.“

„Ist meiner Schwestertochter Kind, nicht meine Tochter, heil'ger Bruder,“ fiel die Alte berichtend ein, „doch kann sie mitgehen, da sie des Wegs kundig ist. Geh, Anne-Marie, und zeige dem heil'gen Bruder ein Stück des Pfads, der gen Riddagshausen führt,“ sagte die Base, und die schmucke Dirne machte sich gleich dienstfertig bereit.

Elastisch schritt Anne-Marie neben dem Mönche dahin, und dieser fragte hin und wieder nach Diesem und Jenem, so daß Anne-Marie bald zutraulich plauderte und immer mehr erzählte von dem Vorhaben der Weilerbewohner, welche

ungeduldig der Stunde der Erlösung aus Sklaverei und harter Frohn entgegen sähen.

Heiß blickte es in den Augen des etwa fünfunddreißig Jahre zählenden Medardus auf, wenn er die volle, üppige Gestalt des siebzehnjährigen Mädchens betrachtete, und eine wilde Begierde brannte unter dem Gewande der Frömmigkeit und erzeugte Schlacken der Sünde in dem Herzen des Gottesmannes.

*

*

*

In der Nähe von Leiferde, versteckt in einem hochragenden Kornfelde, dessen Aehren der Wind in leisen Wellenbewegungen wiegte, lag Johannes von Steinacker, Vormann der Scharfschützen Braunschweigs, und spähte ab und zu den Fußsteig zur Oker hinunter, während sein gleichaltriger Genosse sorglos sich einem süßen Schläfe überließ. Beide waren Geschwisterkinder, von gleicher Figur, und sahen einander frappant ähnlich, nur die tiefe Narbe, welche das gebräunte Gesicht von Johannes quer überlief, ließ diesen um einige Jahre älter erscheinen als den dreißig Jahre zählenden Wetter Hennig Bogt.

In der Umgebung der Stadt waren einige Raubankfälle vorgekommen, welche in der letzten Zeit überhand nahmen; darum hatte der Rat angeordnet, die Umgegend von dem Gefindel zu säubern und befohlen, jede verdächtige Person anzuhalten.

„Hennig! Hennig! Wach auf! Den Steig herauf kommen zwei Leute,“ rief Johannes leise und rüttelte dabei den müden Schläfer aus der Ruhe. Schnell war Hennig auf den Beinen und bog vorsichtig das Getreide zurück, um den Weg hinabsehen zu können.

Näher und näher kamen die Zwei, es waren Medardus und Anne-Marie. Den Arm um die Schulter des Mädchens geschlungen, wandelte Medardus, leise Worte tauschend, an dessen Seite.

„Was, seh ich recht, das ist doch ein Pfaff?! Schau nur, Hennig, den häernen Sünder außerhalb des Bettstuhls!“ sprach Johannes von Steinacker.

Unterdessen waren der Mönch und seine Begleiterin ganz nahe herangekommen, als Johannes plötzlich zusammenzuckte: „Das ist ja Detlef von Freedden, der in Hildesheim des Bischof Magnus Günstling ist und vor zwei Jahren noch mir als Raub- und Freiritter gegenüberstand, dem ich diese elende Strieme verdanke,“ sagte Johannes, auf seine Narbe zeigend, „na, warte! Du kommst mir gerade recht!“

Medardus oder Detlef von Freedden, wie wir ihn nun nennen wollen, war ein Bruder des in dem alten Freedden (dem heutigen Richtenberg, welches aus Ober- und Unter-Freedden bestand und noch bis vor wenig Jahren zwei gesonderte Gemeinden hatte) hausenden Erbeingeseffenen Arwin von Freedden, der, als Frohnschinder übelberüchtigt, es auch nicht verschmähte, ab und zu eine fette Beute mit teilen zu helfen. Ueberhaupt hatten die Freedden so manches auf dem

Kerbholz, wofür ihnen der Leumund die Hölle wünschte; kein haßerfüllteres Wort in jener Gegend gab es, als wenn man seinem Feinde sagte: „Möchten die Menschen für Dich beten wie für die von Freedon!“

So kamen denn unser geistlicher Ritter und seine Begleiterin bei dem Versteck der städtischen Späher an, und Freedon machte gerade den Versuch, die sich sträubende Anne-Marie zu umfassen und einen Kuß auf deren blühende Lippen zu pressen, als sich das Getreidefeld aufrat und Johannes von Steinacker dem erschrockenen Detlef von Freedon gegenüberstand.

„Ist wohl so recht eines frommen Bruders Art, wehrlose Mädchen gegen ihren Willen zu küssen oder ihnen gar noch Schlimmeres anzutun?“ sagte Johannes von Steinacker.

„Wer wagt's mir entgegenzutreten?“ rief Freedon und schlug die Rutte auseinander, unter welcher ein Stahlwams blinkte, zugleich zog er ein kurzes Ritterschwert.

„Hoh, hoh!“ rief Steinacker, „nur nicht so fürwitzig! Ein zweites Mal soll mir der elende Raubritter und Bege-lagerer von Freedon keine Strieme mehr anhängen,“ und damit zog er auch das Schwert, jedoch im nächsten Augenblick flog Freedon ein Bolzen durch die Hand, so daß ihm das Schwert entfiel. Bald war er von mehr denn zehn Mann umringt.

„Was wollt ihr von mir? Laßt mich ziehen!“ donnerte von Freedon trotz der heftig blutenden Hand.

„Nur immer gemacht, wohlledler Herr, jetzt gilt's Abrechnung halten; bindet ihn!“ befahl Johannes, und bald lag Freedен gefesselt am Boden.

Die angstvoll dreinschauende Anne-Marie war vor Schreck in die Kniee gesunken und blickte starr auf den Vorgang, dann folgte sie dem Transporte nach der Stadt, wo der Gefangene in ein Gemach des Gieselerthurmes gesperrt wurde. Anne-Marie aber schickte man noch selbigen Abends mit dem Frachter nach Haus.

Anderentags führte man von Freedен dem Räte vor, denn Johannes von Steinacker hatte sofort gemeldet, daß man einen derer von Freedен gefangen genommen, welcher im Verein mit zwei anderen seiner Brüder nebst Spießgesellen vor zwei Jahren die Seidenfuhr des Kaufherrn von Unger überfallen und sich gewaltsam einen Tribut von circa 5000 Goldgülden Wert genommen hätte.

Langsam, doch hoherhobenen Hauptes überschritt Detlef von Freedен die Schwelle des Rathaussaales; die Kutte hatte er abgezogen und stand nun im Kettenhemd, jedoch ohne Schwert vor dem Räte der Stadt.

„Ihr seid Detlef von Freedен?“ fragte der Ratsvorsitzende.

„Ich war Detlef von Freedен, jetzt bin ich der Dominikanerbruder Medardus und stehe unter dem Schutze des hochwürdigen Bischofs Magnus von Hildesheim,“ antwortete Freedен.

„Vorläufig steht Ihr vor dem Räte der Stadt Braunschweig und sollt Euch wegen des an dem Warentransport des Kaufherrn von Unger begangenen Raubes verantworten,“ sprach der Ratsherr.

„Als ich vor zwei Jahren an der Bestrafung des Kaufherrn v. Unger teilnahm, war ich Dienstmann meines Bruders Alwin v. Freeden auf Ober-Freeden und trage keine Verantwortung, denn ich handelte auf Befehl,“ verteidigte sich Freeden.

„Was redet Ihr von Bestrafung,“ sprach der Ratsherr, „sagt doch richtiger: „an dem Raubzuge,“ denn ein solcher war es in der That. Ihr wußtet genau, daß, wenn Euch von seiten eines Bürgers unsrer Stadt ein Schaden zugefügt wurde, Euch gemäß unsres Abkommens mit der Ritterschaft ein voller Ersatz werden mußte.

„Ich stehe unter dem Schutze des hochwürdigen Bischofs von Hildesheim, bin Dominikaner und habe mit der Ritterschaft nichts mehr zu schaffen. Es würde dem Räte dieser Stadt schlecht ergehen, sollte man mir ein Leid zufügen,“ erwiderte Freeden.

„Nun, darnach fragt der Rat der Stadt weiter nicht, sondern trägt die Verantwortung seiner Beschlüsse,“ sprach der Ratsherr, „außerdem scheut sich ja auch Euer geistlicher Oberhirt nicht, zeitweise den Krummstab mit dem Schwerte zu vertauschen, sodaß er, ein wahrer Wechselbalg, auch schon fähig war, manches, das ihm nicht zukam, zu beanspruchen und sich mit Gewalt zu verschaffen.“

So wurde denn Detlef v. Freedens trotz seines Protestes zur Zahlung der 5000 Goldgülden an den Kaufherrn von Unger und eines weiteren Schmerzensgeldes von 500 Gülden an den Vormann der Scharfschützen Johannes v. Steinacker verurteilt, denn letzterer sagte bei dem Verhör aus, daß Freedens es gewesen sei, welcher ihm die Kopfwunde beigebracht habe.

„Und da die Ritterschaft so schlecht ihre Verbindlichkeiten gegenüber den Bürgern bisher gelöst hat, es auch wohl der Fall sein könnte, daß wir ohne Pfand mit unserm Spruche zu Schanden würden, so ist Detlef v. Freedens so lange in Haft zu nehmen, bis die Strafe gezahlt wird,“ schloß der Ratsvorsitzende den Spruch.

Noch am selbigen Abend ging ein reitender Bote nach Hildesheim ab und brachte dem Bischof v. Freedens Brief, in welchem er, sein Mißgeschick darlegend, um Auslösung aus der Gefangenschaft bat.

*

*

*

In einer Laube seines Gartens saß, mit einer Flechtarbeit beschäftigt, der Korbmacher-Innungsmeister Egbert Dannenbaum. Die drückende Sommerluft zog mit ihrem heißem Brodem über den Hagen hin; der Fliederstrauch verbreitete berausenden Duft, und der Wohlgeruch der Nachtviolen vermischte sich mit dem der Rosen; wie ein Märchen-

hauch lag es auf dem weiten Gartengelände, dessen äußere Umfassung eine Hecke von Weißdorn und Liguster bildete.

Hier entlang des Heckenwegs schritt Eva, des Meisters Töchterlein, und löste die roten Erdbeeren von ihren Stengeln, alle behutsam in ihr Körbchen legend. Wie ein Feenbild wandelte Evchen dahin; die feine, schlanke Gestalt krönte ein Köpfchen, wie es Tizian nicht schöner hätte malen können. Lichtblondes Goldhaar umrahmte ein Gesichtchen wie Milch und Blut, aus dem ein Paar himmelblaue Auglein glückverheißend in die Welt strahlten. Da, als sie auffah, flog ein rofiger Schimmer über ihr Antlitz. Den Heckenweg herauf kam eine hohe, schlanke Männergestalt, deren Gang etwas langsam und schleppend war.

„Water! Water!“ rief Evchen und sprang über Erdbeer- und Salatbusch hinweg, „Gebhard v. Thielen kommt den Gartenweg herauf!“

„Na, na,“ sagte lächelnd Dannenbaum, „was hast Du denn, Mädel? Bist ja wie's reine Blitzfeuer; magst wohl den Wilden gern? Was? Sprich!“

„Ach Water, er ist immer so lieb zu mir und er dauert mich so sehr, weil er immer solch schwermütige Ruhe einherträgt,“ sagte Eva, und ihre Augen verdunkelten Tränen.

„Aber Mädel, wer wird denn gleich Wasser in die Augen laufen lassen? Weißt doch, daß vor zwei Jahren ich den Ärmsten im Querner Forst, zwischen zwei Birken mit dem Kopfe nach unten, hängend fand, allwo ihn Wegelagerer im

Sonnenbrände aufgehängt hatten, und daß ich ihn dem sicheren Tode noch frühzeitig entreißen konnte.“

Da freischte das Gartentor, und Gebhard von Thielen kam den wohlgepflegten Steg herauf; er war von imponierender Gestalt, in seinem bartlosen Gesicht, welches edle Züge aufwies, blickten zwei dunkle Augen, doch trug das feine Antlitz den Stempel eines nagenden Leides.

Raum hatte von Thielen den Gartenweg halb zurückgelegt, als Dannenbaum ihm entgegenkam.

„Grüß Gott! lieber Nachbar,“ sagte von Thielen.

„Grüß Gott!“ erwiderte der Alte.

„Nun, wie geht's, lieber Nachbar?“ fragte von Thielen.

„Immer ein bißchen weiter mit Gott,“ antwortete Dannenbaum.

„Ich kam zu Euch, Nachbar, um mich zu sammeln; Ihr wißt doch, daß mir seit jener Stunde, wo Ihr mich fandet, ein Dämon anhaftet, der eine zeitweise vollständige Lähmung des Denkvermögens bewirkt, welcher Umstand mir und andern schon manche böse Stunde bereitet hat. Die Kinder fürchten mich und fliehen auf den Straßen vor mir, den sie den Wilden nennen, selbst die Gespielen und Freunde der Jugend meiden mich; es wird mir nie vergönnt sein, ein Herz zu gewinnen.“

„Aber Nachbar, lieber bester Nachbar, mit Euren vier- unddreißig Jahren und dem schönen Grundstück mit all seinen Schätzen könnt Ihr jedes Edelsräulein haben, und seid Ihr doch ein schlanker Mann, der überall werben kann.“

„So spricht Ihr, Vater Dannenbaum, aber die Leute reden halt ganz anders; man geht mir absichtlich aus dem Wege; seit jenem Unglückstage, der mich dem mörderischen Landhengergefinde in die Hände lieferte, bin ich ein Vernehmter.“

„Kommt nur zu uns, wir sehen Euch gern,“ tröstete Dannenbaum.

Jetzt trat Eva, welche sich bis dahin in den Bohnen hinter der Laube zu schaffen gemacht, zu den beiden Männern:

„Grüß Gott! gnädiger Herr,“ sagte, hocherglühend, das schöne Mädchen.

„Grüß Gott! Jungfer Evchen, wie geht's Euch, liebe Nachbarin?“

„Bergelt's Gott! Uns, dem Vater und mir geht's ja gut, Euch doch hoffentlich auch,“ erwiderte Eva schüchtern.

„Gerad nicht besonders, habe heute Morgen wieder mein Schauer überstanden, diesmal kam's zu früh, und weil ich das kahle Zimmer nicht mehr erreichen konnte, so habe ich fast das ganze Haus demoliert. Muhme Regina ist vor Angst davongelaufen und erst vor einer Stunde zurückgekommen.“

„Aber läßt sich denn bei Eurer Krankheit gar nichts tun? Ihr dauert mich so sehr!“ sagte Evchen teilnehmend, und die Tränen traten wieder in ihre schönen Augen.

„O ja, Jungfer Evchen, ich glaube, daß ich gesund, vollständig gesund werden würde, wenn eine brave Jungfer, die ich von ganzem Herzen liebe, mir auch ein wenig, nur ein

ganz klein wenig gut sein könnte; da würde meine Krankheit von mir weichen, des bin ich gewiß.“

Aufmerksam blickte Dannenbaum von seiner Arbeit hoch und sagte in leicht verweisendem Tone:

„Herr von Thielen, ich bitte ein Anderes mit meiner Tochter zu reden, dergleichen Worte sind nicht schicklich zwischen zwei sich so fern stehenden Klassen. Ihr seid desselbigen reichen Kaufherrn v. Thielen einziger Sohn und Erbe, ich bin ein schlichter Innungsmeister, darum ergeht Euch nicht in solchen Redensarten und verdreht mir der Jungfer nicht den Kopf!“

„Aber guter, bester Nachbar, was wollt Ihr denn? Seht!“ und damit trat Thielen auf das hocherrötende Mädchen zu, „seht, Vater Dannenbaum, ich frage in Eurer Gegenwart, nicht hinter Eurem Rücken: Jungfer Evchen, wollt Ihr meine Braut sein und mein liebes Eheweib werden? Ich bitt’ Euch, sprecht in Gegenwart des Vaters, Ihr seid es, die mich gesund machen kann.“

Da legte Eva statt aller Antwort das Köpfchen an seine Brust und sah zu ihm auf in ganzer Hingebung und blindem Vertrauen.

„Was soll das heißen?“ rief Dannenbaum, „gebt acht, von Thielen, daß Eure Krankheit nicht über mich kommt!“

„Das verhüte Gott!“ erwiderte von Thielen, und etwas versöhnt sah der Innungsmeister auf die beiden Neuverlobten.

*

*

*

Inzwischen war der Bote vom Bischof Magnus von Hildesheim zurück; v. Freeden hatte bittere Stunden im alten Verließ des Gieselerthurmes durchgemacht, da nahte ihm die Rettung, indem der Bote samt v. Freeden dem Räte vorgeführt wurde. Ein längeres mit Siegeln versehenes Schreiben des Bischofs wurde vom Ratsherrn erbrochen und vom Ratschreiber verlesen; es lautete folgendermaßen:

„Was unser Bruder Medardus voreinst als Ritter gefehlt hat, sei ihm in vollem Maße vergeben; auch bin ich als sein jetziger Oberhirt nicht verantwortlich zu machen für die von ihm begangenen Sünden, welche auch er durch seinen Eintritt in den Orden hinter sich gelassen, doch will ich gern einem hohen Räte willfahren und ein Urteil respektieren, dessen Spruch nach Zug und Recht ergangen. Dafür aber, daß eine weltliche Macht sich an einem Diener Jesu vergriffen, sich vermaßen hat über einen fortan Gott gehörenden, reinigen Büßer zu Gericht zu sitzen, treffe Eure Stadt mein Fluch, auch werde ich am heiligen Stuhle für eine exemplarische Strafe vorstellig werden.“

Bis hierher war der Ratschreiber gekommen, da sprang Johannes von Steinacker vor und sagte:

„Wenn der Bischof denkt, daß ich um der lumpigen Gilden willen Eure Verhaftung gewünscht, so mag er mit seinem Mammon von dannen fahren, ich habe meine Schmarre ehrlich eingetauscht gegen einen kräftigen Degenstoß, wenn ich auch der Angegriffene war, dieses soll für mich weiter nicht von Bedeutung sein.“

„Nichts da,“ sprach der Rathsherr, „Euch ist die Entschädigung nach Spruch des Rates zuerkannt, und Ihr braucht dieselbe aus falschem Ehrgefühl nicht zurückzuweisen; von Freeden wird nur gegen Zahlung der erkannten Summe entlassen werden. Die Drohungen des Bischofs sind uns sehr gleichgiltig, wir fürchten ihn nicht.“

So strich denn der Schützenvormann sein Geld ein, auch Kaufherr von Unger erhielt seinen Verlust zurück; dann wurde v. Freeden bedeutet, daß er nun gehen könne, wohin er wolle.

Freeden wandte sich zu den sich in der Stadt ansässigen gemachten Paulinern und fand freundliche Aufnahme. Längere Zeit sah man ihn noch in den Straßen der Stadt sowie in deren Umgebung umherspähen, wie wenn ein Wolf auf Beute ausgeht, doch schien er auf einen bestimmten Gegenstand zu jagen, denn man sah ihn immer wieder dieselbe Richtung einschlagen: das alte vagabundierende Ritterblut war nun mehr denn je tätig, an irgend einem Gegenstande sich einigermaßen schadlos für die Goldgülden zu halten. Langsam kam er den Heckenweg der Hagengärten herauf, bog um die Ecke der Hagenscheide, wo ihn der Brückenwärter des Hagengrabens ehrfurchtsvoll grüßte, dann wandte er sich plötzlich links einem andern Heckenwege zu, und bald finden wir ihn im Gespräch mit Evchen, des Korbmachermeisters Tochterlein.

Wie sein Auge brannte vor Begierde! „Das wäre so ein Schäschen für den Wolf!“ murmelte Freeden; „wollen sehen, ob wir nicht einigermaßen für die Goldgülden Vergnügen haben können.“

„Wohnen wohl hier allein?“ forschte der Fuchs im Mönchsgewand, denn ein solches trug er nur wieder, wußte er doch nur zu gut, daß er in diesem das Vertrauen der Leute eher erwarb.

„Nein, der Vater und Gesell Fabricius wohnen auch hier, doch sind beide gen Wenden, Weiden holen, antwortete Eva auf die Frage.

Nun trat Freedon in den Garten und versuchte durch fromme Gespräche dem Mädchen immer mehr Vertrauen einzulösen.

„Gelt, Jungfer, sagte er, „wenn Ihr es wünscht und wohl leidet, würde ich Euch gern Gesellschaft leisten, denn wißt, mich sendet der hochwürdige Bischof von Hildesheim, um zu erforschen, ob es wahr sei, daß in dieser Stadt und Umgegend der Teufel umgeht, den der Wittenberger hierher gesandt, um die Seelen der alleinseligmachenden Kirche zu entreißen und sie für seinen Schwefelspfuhl zu gewinnen.“

Entsetzt schaute Eva auf den Sprecher.

„Nur nicht gleich so ängstlich drein geschaut, so lange ich bei Euch bin, kann Euch der Böse nichts anhaben. Doch sagt mir einmal, habt Ihr schon einen Versprochenen oder seid Ihr noch frei?“

Bis über beide Ohren rot wurde das Mädchen, dann sagte es offen:

„Ja, heil'ger Bruder, ich habe mich schon versprochen.“

„Sooo!“ erwiderte Freedon gedehnt, „habt wohl einen schmucken Galan? Solch schöne, feine Jungfer!“

„Grad, ichlicht und recht; ich wünsch mir keinen besseren,“ antwortete Evchen.

„Möchtest Du nicht eines Ritters eheliches Weib werden, auf einem Schlosse wohnen hoch am Berge?“

Wieder schaute Evchen Freedden verständnislos an.

„Ja, ja, es ist mein Ernst, sieh her!“ rief Freedden, und dabei schlug er die Kutte zurück und ließ die Rüstung sehen.

„Wie wär's, mein Täubchen, möchtest Du es nicht mit mir versuchen, auf ein Schloß einzuziehen?“ und bei diesen Worten versuchte er das Mädchen um die Hüften zu fassen, doch dieses trat bestürzt einen Schritt zurück und sah verwirrt drein. Nun näherte sich der Wüstling von neuem und zog die heftig Widerstrebende in seine Arme, sie fest an sich pressend; ein gellender Schrei zog über die Hagengärten hin, doch in demselben Augenblick faßte eine starke Hand den Zu dringlichen und riß ihn zurück.

Augen in Augen standen sich die beiden Männer gegen über, dann erkannte Thielen — denn dieser war es, der zur rechten Zeit herbeigeeilt — seinen Gegner, und die Schwerter kreuzten sich, während Eva wie versteinert auf die Kämpfenden schaute.

Da flog wie der Wind eine neue Gestalt heran, Johann v. Steinacker war's.

Mit einem kräftigen Ruck riß er v. Freedden zu Boden und entwand ihm das Schwert. Thielen wollte sich auf den am Boden Liegenden stürzen, wurde aber von Steinacker zurückgehalten.

„Glender, feiger Mordbube, erbärmlicher Wegelagerer, hat Dich Gottes Gerechtigkeit uns in die Hände geliefert?“ rief Thielen wie wahnsinnig.

„Endlich schlägt die Stunde der Vergeltung, verfluchter Straßenräuber,“ und auf den wieder aufstehenden Freedén zeigend, fuhr er fort:

„Dieser Schuft war es, der mich im Sonnenbrande zwischen zwei Birken hängen ließ, damit ich umkomme, weil ich seinen Namen wußte, denn er spielte Pfaff und Raubritter zugleich. Fort! Vor den Rat mit ihm!“

„Wir treffen uns ja also bald wieder, Bruder Mönch, nur daß Du diesesmal mit des Seilers Tochter wirst Bekanntschaft machen müssen, mit Geld dürfte der Rat das Verbrechen nicht sühnen lassen,“ sagte Johannes v. Steinacker.

Nun wurde v. Freedén trotz heftiger Gegenwehr wiederum gefesselt und in den Wendenwehrturm gebracht, von wo er andern Tags dem Räte des Hagens vorgeführt wurde.

Freedén leugnete zwar, doch erkannten ihn zwei reisende Gerbergesellen, welche Zeugnis dahin ablegten, daß sie am selbigen Tage den Ritter von einem Verstecke aus beobachtet hätten, wie er, vorbeireitend, sich von dem also aufgehängten Thielen mit seinen Spießgesellen unterhalten habe.

Da sprach der Rat Freedén der Wegelagererei und des versuchten Mordes schuldig, und der Spruch lautete:

„Der Freie von Freedén, aus dem Hause der Erbeingesessenen zu Ober-Freedén ist nach reiflichem Verhör und Beweisen auf heiligen Eid der Wegelagererei und des ver-

suchten Mordes, begangen an einem Patrizier Hagens, schuldig befunden und wird dem Henker überwiesen.“

Freeden schäumte vor Wut und machte vergebliche Anstrengungen, die schweren Ketten zu sprengen, denn er wußte nur zu gut, daß er auf Gnade nicht zu rechnen hatte; doch schleppte man ihn, trotz allen Widerstrebens, zurück in den Thurm.

*

*

*

An einem Donnerstage vor Mariä Heimsuchung war es, als Alt und Jung hinausströmte nach der Petersweide, in deren Nähe, zwischen dem heutigen Wenden und Petritor, Bevatter Langarm, wie der Galgen im Volksmunde genannt wurde, den Sünder erwartete.

Auf einem Karren saß der mit einem groben leinenen Hemd bekleidete Delinquent, vor ihm saß ein eifrig betender Vater; schon war der Zug dem Galgen nahe, als ein gellender Pfiff aus den nahen Kornfeldern ertönte, und hervor brachen etwa fünfzig Bewaffnete.

Schnell hatte Freedен von seinem Karren aus die Situation erkannt, und dem Vater mit dem Knie einen Stoß gebend, sprang er vom Karren trotz der gefesselten Hände gerade auf den Henker zu, der den um seinen Hals gelegten Strick in Händen hielt: beide kamen zu Fall, doch ließ der Henker den Strick nicht fahren und sprang auf, die Schlinge

fest ziehend. Als ein wuchtiger Schlag den Fenster niederstreckte, war es zu spät, v. Freeden lag erwürgt am Boden.

Unter den Zuschauern war eine Panik ausgebrochen, nur die wenigen den Zug begleitenden Schützen stellten sich den Angreifern entgegen, doch flohen, nach kurzer Gegenwehr, auch jene den Thoren der Stadt zu. Nur einer stand, sein langes Schwert führend, wie eine Mauer. Gebhard von Thielen, der Wilde vom Hagen war's, der mit übermenschlicher Kraft alles vor sich niederhieb.

Wieder war's über ihn gekommen, und mit blutunterlaufenen Augen und hochwogender Brust schwang er seine furchtbare Waffe, alles was sich ihm entgegenstellte, zu Boden schmetternd. Da als er gar hart bedrängt wurde, sprang eine schlankc Mädchengestalt an ihn heran, es war Evchen:

„Gebhard! Gebhard! Komm zurück, rette Dich!“ rief sie in Verzweiflung und suchte mit zwei ihr folgenden Männern den Unsel'gen zum Rückzug zu bewegen; der Unglückliche, vom Wahnsinn befallen, erkannte sie nicht — ein saufender Schwerthieb, und das junge Mädchen stürzte blutüberströmt zu Boden.

Nun zogen sich die beiden Männer, welche Evchen begleitet hatten, auch zurück, es waren Johannes v. Steinacker und Hennig Bogt, ihre Bolzen flogen verderblich in die Reihen der Angreifer, doch vermochten sie von Thielen nicht zu retten. Ein fremder Ritter stieß dem Erschöpften das Schwert in die Brust, sodaß er über Evchens Leiche zusammenbrach.

Als die städtischen Streitkräfte alarmiert wurden, hatten die Fremden das Feld geräumt und v. Freedens Leiche mit sich genommen.

Drinneu in der Stadt auf St. Catharinen blühten die Rosen, und der Westwind trug den Duft des Fliederstrauchs über die geweihte Erde, als man Evchen in die kühle Gruft senkte. Dicke Tränen auf den Wangen, stand der alte Innungsmeister am Grabe seines einzigen, einst so blühenden Kindes, und gesenkten Hauptes ging er zur Kirche hinüber, allwo man Gebhard v. Thielen, den Wilden vom Hagen, in einer der Nischen der Kirche an der Seite des Vaters beisetzte.



Eine Geschichte
aus dem
Braunschweiger Gewandhause
aus dem Jahre 1651.





Wild tobte der Ostwind um die hohen Giebel des stattlichen Gebäudes und ließ die Bugenscheiben in ihrer Gleisfassung leise erklinkern; freischend drehten sich die Wetterfahnen auf den Thürmen von St. Martini und überall eilten eingemummelte Menschen den wärmenden Kaminen zu.

Das salbe Licht des Mondes fiel in unsicherem Schein durch den vom Sturm zerrissenen Wolkenslor und fiel zitternd auf das Antlitz eines jungen, etwa achtzehn Jahre alten Mädchens, welches träumerisch in der tiefen Fensternische saß und in dem bleichen Gesellen da oben am Firmamente einen lieben Zeitvertreiber und Genossen fand; und ist ja auch der liebe Trabant schon immer der Vertraute liebender Herzen gewesen. Die schönen, klassischen Züge von der Fülle blonder Locken umwallt, konnte man sich kaum ein lieblicheres Bild denken als das mit dem Monde kokettierende reizende Mädchenantlitz.

Da trachten die zum ersten Stock emporführenden Treppenstufen, erschreckt drehte sich Elsbeth um und sah gespannt auf die Thür, durch welche ein mittelgroßer Mann eintrat, der, auf Elsbeth zutretend, von dieser mit Liebkosungen überhäuft wurde.

Es war Daniel Hillers, Meß- und Marktmeister der Stadt, welcher eben von einer Versammlung der Gilden heimkehrte, in welcher man beraten, was gegenüber dem Ueberhandnehmen der Räubereien, welche fremde Söldner überall ohne Scheu verübten, für Mittel zu ergreifen seien.

Daniel Hillers machte ein ernstes, finsternes Gesicht, trotzdem seine Tochter, die liebliche Elsbeth, ihm die Sorgen von der Stirn fortzuküssen versuchte.

„Sag doch, Vater,“ hub Elsbeth an, „warum bist Du so still und ernst, und schauest gar so kummervoll darein?“

„Böse Zeiten, mein Kind,“ erwiderte Hillers, „überall Kriegsvolk im Land, man weiß nicht, wer Freund oder Feind, man kann niemand mehr trauen.“

„Niemand, Vater? Auch Kört nicht, Kört, dem guten, lieben Nachbar?“

„Ja, ja, meine Tochter, Kört wohl, aber Kört ist mit den Schweden gezogen, daß Du's nur weißt, und wohin weiß selbst nicht einmal seine Mutter.“

Nun brach das junge Mädchen in leises Weinen aus, das bald in unaufhörliches Schluchzen überging, denn Kört war ihr Nachbarssohn und der Spielgefährte ihrer Kindheit gewesen von jeher, und nun erst erwachte die still schlummernde

Liebe in der jungfräulichen Brust — der jähe Verlust und die Sorge um den Jugendfreund erweckte sie mit elementarer Gewalt.

„Sei ruhig, liebes Kind,“ sagte beschwichtigend Hillers, „weine nicht mehr, Gott wird ihn schützen, er behütet die Guten und wird ihn uns zurückführen.“

So saßen denn Vater und Tochter in der tiefen Fenster-
nische und machten Pläne für die Zukunft, wie man wohl
am besten sich gegen das umziehende Raubgesindel verwahren
und Haut und Eigentum schützen könne; auch mußte Daniel
Hillers seiner Tochter das Versprechen geben, sich nach Kort
umsehen und erkundigen zu wollen.

Da trat die alte Barbara ein, Elisabeths Amme, welche
nach dem Tode der Mutter des Kindes ihre treue Veraterin
gewesen und an ihr in wahrer Liebe Mutterstelle vertreten:

„Peter Trogs, der Türmer ist draußen und möchte Euch
gern einmal sprechen,“ sagte Barbara.

„So laß ihn doch eintreten und nicht draußen stehen!“
gebot Hillers, und Trogs trat in die Stube.

„Marktmeister,“ sagte Peter, „haltet's nicht für ungut,
wenn ich heute Abend zu so später Stunde noch zu Euch
komme, aber ich hielt es für meine Pflicht Euch aufmerksam
zu machen auf das, was um unsere Mauern vorgeht, wenn
Ihr könnt, so kommt doch mal auf den Turm, mir
scheint's, als käme fremdes Volk*) in der Nacht auf unsere

*) Truppen.

Stadt los marschirt, meinen Konrad habe ich nach dem Räte geschickt, er soll ihm Bescheid geben.“

„Gut, daß Ihr kommt, Peter, ich gehe mit Euch, — doch zuvor sagt einmal, was war es, das Ihr vor zwei Tagen mit dem Rat Döring hattet? Man sagt, er hätte sich an Euch vergreifen wollen.“

„Ja, Marktmeister, das wollt er auch, und zwar wegen einer Aeußerung meinerseits, weil ich ihm eine Schurkerei vorwarf, Peter Drog's kann kein Unrecht leiden, und wenn's ihn selbst nicht kummert, so schweigt er nicht dazu, denn gute Freunde liegen ihm auch ebenso sehr wie er sich selbst am Herzen.“

„Ja, ja, ich hörte schon mehr davon, Peter, Ihr seid eine ehrliche, krenzbrave Haut und schon immer ein rechter Mann gewesen; aber mit dem hohen Räte dürft Ihr es nicht verderben, damit man Euch nicht aus Eurer Stellung fortjagt: denn Ihr müßt Eure zahlreiche Familie bedenken, Peter.“

„Ja, das wohl, Marktmeister, aber ich meine, man soll lieber sterben als Unrecht tun oder dulden, daß solches geschieht, wenn man's verhindern kann: ich habe zwölf lebendige Kinder, drei sind tot und meine gute Hanne ist ihnen gefolgt, aber lieber den Tod als die Sünde!

„Wißt Ihr denn auch, Marktmeister, um was es sich handelte beim Streit mit dem Rat?“ fuhr der Türmer fort. „Merkt auf, ich will's Euch sagen: Als ich im heißen Juli dieses Jahres vor dem Peterstore Heu trocknen ging, kamen

des Wegs Rat Döring und sein Sohn, der Katadjungf Barthold, der damals noch in Helmstedt war. Kaum, daß ich zehn Schritt weit in der Wiese bin, kommt der Bavian zurück und ruft: „Peter! Peter! So hört doch!“ „Was soll ich, Hans Barthold?“ frage ich; da giebt er mir einen ver-
stohlenen Wink und zeigt mir einen Quartjen*) und sagt: „Ihr verkehrt doch viel im Hause des Marktmeisters, Peter, wollt Ihr für mich ein Brieflein an Jungfer Elsbeth besorgen, es soll Euch nicht gereuen,“ und dabei wollte er mir ein Schreiben geben, das zu bestellen ich aber ablehnte.

„So, Ihr wollt nicht, Peter? Schon gut! Ich werde das Jüngferchen doch schon ohne Euch auf's Trockene kriegen.“

Da riß mir die Geduld, Marktmeister, und ich haute dem Unverschämten über das Maul, daß es nur so schallte, wofür ich vor den Rat geladen ward, jedoch weiter keine Strafe haben sollte, wenn ich die Sache geheim hielte. Bis jetzt habe ich auch kein Wort darüber verloren, doch mein Gewissen läßt mir keine Ruhe, denn der Herr Barthold möchte gar zu gern mit der Elsbeth anbändeln; aber er ist ein Schurke, ein Gottseibeimus, der einer ehrbaren Jungfer nur Schande macht; Ihr sollt sehen, daß ich recht habe, darum haltet die Augen offen, Marktmeister!“

*

*

*

*) Geldstück, Biergutegroschen, 6 Mariengroschen (48 Pfennig).

Ernst und feierlich schollen die Glockenackorde in die Dämmerstunde des Sommerabends; von den Rosenstöcken des Martinisriedhofes wehten süße Düfte, getragen vom leichten Zephyr, bis in die Lauben des Altstadttrathauses hinein, allwo vergnügte und vergränte Bürger fröhlich beim Schmause saßen; doch stockte manchem der Bissen in der Kehle, wenn ihm die Lage, in welcher sich die gute Stadt befand, wieder so recht zum Bewußtsein kam.

Geschäftig waltete Konrad, des Türmers Sohn, seines Amtes als Speisenträger, und als das Souper beendet war, begaben sich alle zum Abendgottesdienst nach St. Martini, wo der greise Abt vom Kloster Riddagshausen die Abendpredigt über das Bibelwort: „Ich will Dich erretten aus Deinen Nöten!“ hielt.

Leer und öde war es in den bis jezt noch so vom Leben erfüllten Hallen, nur das Klappern des Zinngeschirrs, welches Konrad Trogs von der Tafel nahm, unterbrach die Ruhe, welche in dem ehrwürdigen Saale herrschte.

Langsam ging Konrad die Treppe hinab, als er aus einem der Bogengänge leises Gespräch vernahm; aufhorchend blieb er stehen, doch was er hörte, ließ ihm die Glieder zittern machen, so daß er vor Aufregung sich an die Wand lehnen mußte, um seine Anwesenheit nicht zu verraten. Gar bald hatte er die Stimme erkannt, es war die Barthold Dörings des jungen Rats, welcher, verdeckt von einem Pfeiler, mit einem zweifelhaft aussehenden Individuum sprach:

„So, also wißt Ihr ganz genau, daß Rort Breuers mit den Schweden gen Magdeburg gezogen ist, oder waren es gar nicht solche, wie man schon munkelte?“

„Ja, ja, Herr, es sollen Schweden gewesen sein, und ihr König werde auch bald mit einer Heeresmacht eintreffen, haben sie gesagt, dann wolle man schon sehen, daß sie ihr Wort einlösten, und das Mädel sollten sie haben, wenn nicht im guten, so mit Gewalt.“

„Ja, Flundert, nicht wahr, Flundert heißt Ihr?“ ließ sich Bartholds Stimme vernehmen, „ich merke schon, die Schweden versprechen viel und halten wenig, es giebt ein Sprichwort, das heißt: „Trau, schau, wen? Keinen Schweden und keinen Dän’!“

„Herr, Ihr könnt Euch darauf verlassen, wenn Axeln von Strömborg Geld sieht, tut er alles, er ist nie wortbrüchig, wenn man ihm Geld dafür giebt.“

„Ha, ha, ha“, lachte Barthold, „ich weiß, ich kenne die Tugenden dieser streifenden, unter dem Deckmantel des Königs räubernden Gesellen, aber das sagt dem sauberen Herrn von Strömborg nur, wenn er mich täuschen sollte, brächte ich ihn selbst an den Galgen. Vor allem soll er mir den Rort aus dem Wege schaffen, den Breuers, so will ich gern noch ein Opfer bringen, denn, wenn der Jungfrau ein Haar gekrümmt würde, er wäre imstande uns alle um die Ecke zu bringen, also vergeßt nicht, alles wohl auszurichten.“

Ronrad sah noch, wie er dem Strolch ein Geldstück in die Hand drückte und dieser mit tiefen Bücklingen verschwand.

Vorsichtig wartete Konrad, bis auch der Ratadjunkt seines Wegs ging, dann aber lief er so schnell wie möglich zur Ratsküche, entledigte sich seines Geschirrs und rannte wie beseffen über den Markt zur Wohnung des Marktmeisters.

Atemlos klopfte er an die Stubentür, als ein „Kumm in“ ihn näher treten hieß.

„Sieh da, Grüß Gott, Konrad!“ sagte der Marktmeister und auch Elisabeth hieß ihn willkommen.

„Nun, was bringst Du denn, Konrad?“ fragte Hillers cordial. Konrad machte ein etwas verlegenes Gesicht und sagte mit einem Blick auf Elisabeth:

„Ich hätt' Euch gern allein gesprochen, Marktmeister, vielleicht daß Jungfer Elisabeth uns ein paar Minuten allein läßt.“

Elisabeth war schon bei den ersten Worten Konrads verschwunden, das ihr angeborene Tactgefühl, das gar nichts von der sonst jungen Mädchen eigenen Neugierde bei ihr aufkommen ließ, hieß sie sich zurückziehen, und nun erzählte Konrad das soeben Gehörte in kurzen, abgerissenen Sätzen.

Das Gesicht des Marktmeisters verfinsterte sich, eine tiefe Falte legte sich zwischen seine mächtigen Brauen, und mit einem Ruck brachte er seinen Körper in eine Position, die man dem alternden Manne kaum zugetraut hätte.

„Höre, Konrad, laß über die Angelegenheit kein Wort verlauten, wir müssen den Vogel in der eigenen Schlinge fangen, und dann: Gnad' ihm Gott!“

Luftig klangen die Metfrüge im alten Mummnenbräu am Bäckerflint, um den großen Eichentisch saßen die friedlichen Bürger und schlürften das braune Maß. Klaas Hennigs saß neben Wilm Lochten und redete ein langes und breites von der Tagesneuigkeit, daß Kort Breuers aus der Garfücke auf und davon sei, man erzählte sich, er wäre mit dem Trupp Schweden davongezogen.

„Was nur den Jungen dazu bewogen hat, seine alte Mutter zu verlassen?“ philosophierte Wilm Lochten, „freilich kann sie ja leben, hat ein hübsches Stück Geld, aber der Junge ist ihr doch lieber wie irdisch Hab' und Gut, ich glaube, der Bengel hat Liebeskummer!“

„Wird's wohl sein!“ antwortete Hennigs, „Marktmeisters Elsbeth soll ihm ja recht gut sein, habe ich einmal wo gehört!“

„Marktmeisters Elsbeth? So! So! Ist eine für treffliche Jungfer, da kann er stolz sein, wenn die ihn gern hat.“

An einem anderen Tische, welcher in einer Ecke stand, saß ein gar ruppig und struppig ausschauender Kerl, welcher sein Wort des gegenüber geführten Gespräches verlor. Den Hut tief in die Stirn gedrückt, unter dem das struppige Haar fast ganz verfilzt hinweg hin, glogte er mit seinen rot geränderten Augen zum Bürgerische hinüber, während die schmutzige Linke den struppigen Schnurrbart fraute und ab und zu ein großes Pflaster auf der stark gekrümmten Adler-nase fest andrückte; die Rechte an welcher zwei Finger ver-

bunden waren, spielte mit dem Zinndeckel des Thontruges. Still und aufhorchend saß er immer auf demselben Platze, und erst als der letzte der Gäste verschwunden war, griff er nach einem in der Ecke stehenden derben Knotenstock, warf ein gar zerlumptes Känzel über die Schulter und ging hinaus, dem Petritore zu, allwo er, um nicht durch das Thor zu müssen, geradelinigs durch den Stadtgraben schwamm, wie eine Rake die Mauer erkletterte und in einem der angrenzenden Gärten verschwand.

*

*

*

Goldig lachte die Junifonne in die Fenster des altehrwürdigen Gebäudes an der Poststraße; weißbeschwungte Tauben flogen auf das Fenster Sims und pickten Leckerbissen aus schöner Hand, flogen auf Schulter und Blondhaar der anmutigen Pflegerin und kosten vor ihr in ungetrübter Liebesglut.

Träumerisch sah Elisabeth ihren Lieblichen zu, und in sich verloren schweiften ihre Gedanken weit über die Stadtmauern hinweg, weilten sie bei Rort, ihrem Jugendgespielen, der im fernen Lager jetzt wohl schwedische Dienste tat.

„Was mochte ihn bewogen haben fortzuziehen, einem ungewissen Geschick entgegen?“ so fragte sie sich fortwährend. „Weshalb war er von ihr gegangen, gerade jetzt wo sie zu fühlen begonnen, daß sie ihn so unsäglich liebte? Draußen

warteten so viel mehr Gefahren als in den immerhin sicheren Mauern der Stadt, wäre er doch lieber daheim geblieben!" So philosophierte und träumte das junge Mädchen, als die Stimme Barbara's erscholl und sie erschreckt aus ihrem Liebestraum auffahren ließ.

„Elisbeth, wo bist Du denn?“ rief Barbara.

„Hier liebes Bärchen, ich komme sofort!“ erwiderte das junge Mädchen, und damit lief sie [mehr als sie ging nach der Küche, wo die Herdflamme das Mittagessen umloderte.

„Geh' doch einmal zu den Lauben und hole mir von Hansemann, dem dicken, ein Pfund Mehl, ich muß es noch zum Mittagbrot gebrauchen.“

Elisbeth nahm das Geld in Empfang und sprang davon.

Als sie über den Altstadtmarkt schritt, kam ihr Barthold Döring, der Katadjunkt entgegen, sie wollte demselben ausweichen und knixte errötend, als derselbe die Hand an das Barett legte und sie mit den Worten ansprach:

„Guten Tag, schönes Jungfräulein! Wohin eilt Ihr so schnell?“

Verwirrt blickte Elisbeth, wie hilfesuchend, umher, dann aber sagte sie:

„Ich soll noch Mehl zum Mittagbrot holen und habe große Eile.“

„Sagt, Jungfräulein, habt Ihr nicht Lust zum Fest der Braugilde den Reigen mitzumachen, ich würde mit Euch daj selbst denselben eröffnen.“

„Ich danke Euch, Herr Adjunkt, doch ist's zu viel der Ehr' für mich. Auch möchte ich in dieser kummervollen Zeit des Reigens anstehen lassen.“

Mit diesen Worten drehte sie sich plötzlich zur Seite und ging davon.

„Na warte, Täubchen, einmal gehst Du mir doch in's Garn!“ murmelte der Ratadjunkt und sah lüftern der Davoneilenden nach.

*

*

*

Ein warmer Sommerabend lag über der Börde, jenem fruchtbaren Landstriche nördlich des Harzes; in der Ferne glänzten von den Zinnen des festen Magdeburgs die Wachtfeuer und wurden scharfen Auges von einem schwedischen Reiter beobachtet, welcher, weit vom Lager, einen Rekognoszierungsritt unternommen hatte.

Am Feuer des Lagers, wo man mit dem Abkochen beschäftigt war, stand mit einer Gruppe von Hartschieren Kort Breuers; schmuck genug sah er aus in seiner schwedischen Reitertracht. Unter dem breiten Hute mit der wallenden Feder sahen ein paar hellblaue Augen ernst und schwermütig auf das Treiben des Lagers; eine sanft gebogene Nase und ein leichter Anflug eines Schnurrbärtchens über den schmerzvoll zusammengepreßten Lippen geben dem jugendlichen Manne etwas ungemein sympathisches, wenn nicht ein düsterer Ernst

auf den Jügen gelegen, der die Spannung des Innern ver-
raten gemacht hätte.

Aufmerksam hörte Kort den Plänen zu, welche der
Waibel von der Infanterie soeben aus dem Hauptquartier
empfangen und seiner nächsten Umgebung mittheilte, als ein
Feldbote ankam und mit lauter Stimme Korts Namen rief.

„Was giebt's?“ rief Kort.

„Einen Brief an den Reiter Kort Breuers“ jagte der
Bote und reichte Kort ein Schreiben.

Mit schneller Hand erbrach Kort dasselbe und in fliegender
Eile las er folgende Zeilen:

Mein lieber Kort!

Sei wachsam und laß Dich warnen von Deinem väter-
lichen Freunde: man führt Böses gegen Dich im Schilde.
Konrad Frogs hat ein Gespräch belauscht, in welchem Dein
Verderben beschlossen wurde; hüte Dich vor dem Hauptmann
Axeln v. Strömborg, er ist ein Schurke und achtet nicht
eines Menschenlebens, er ist Dein gefasster Henker, bestochen
vom Kataadjunkt Barthold Döring, geworben um Dich bei
seite zu schaffen. Also gieb wohl Acht und sei gegrüßt von
Deinem

wahrlichen Freunde und Elsbeth.

Daniel Hillers.

Uebrigens, wenns angeht, fehre lieber so schnell als
möglich zurück.

Als Kort den Brief gelesen, umspielte ein leises Lächeln
seine Lippen, dann schob er ihn in's Wams.

„Der Gute, er ahnt nicht, daß ich in's schwedische Lager ging, um den Schurken Strömborg besser überwachen zu können; ja, ja, ihr Lieben daheim, ich weiß schon mehr, umsonst hat euch Kort nicht verlassen, er weiß nur zu gut, warum er von euch zog!“

So im leisen Selbstgespräch versunken, wurde Kort plötzlich abgerufen; er sollte schnell zum Hauptmann v. Strömborg kommen, meldete die Ordonanz.

Kort zog sein Wehrgehänge zurecht und folgte dem Soldaten auf den Fersen.

Im Zelte des Hauptmanns Strömborg saß dieser über einen mit Karten und Papieren besätem Tische gebeugt, als Kort sich zur Stelle meldete.

„So, da seid Ihr ja, Braunschweiger, wißt, ich habe eine schöne Arbeit zu vergeben, wobei Ihr Euch die Schnüre verdienen könnt: es gilt, noch während dieser Nacht, auszukundschaften, wie stark die Wache der Kaiserlichen am Elbausflusse der Stadt ist, Euch habe ich dazu ausersehen, seht zu, daß Ihr Euch Eures Auftrags gut entledigt.“

Mißtrauisch sah Kort den Hauptmann an, doch nahm er den Auftrag ohne jede Aufregung entgegen und griff salutierend an die Krenpe seines Hutes. So sattelte er denn draußen sein Roß und ritt im schlanken Trabe aus dem Lager durch die Posten hinaus ins Freie.

Wohl zehn Minuten mochte Kort auf holprigen Wegen zurückgelegt haben, als er aus einem Hohlwege herauf verdächtiges Geräusch vernahm, ihm war's, als knackten Flinten-

hähne, deshalb hielt er seinen Braumen an und holte die Pistolen aus der Satteltasche hervor. Kort untersuchte das Radschloß, schüttete Pulver auf die Pfanne und ritt langsam weiter. Kaum hatte er fünfzig Schritte zurückgelegt, da blitzte ein Schuß auf und donnerte über die Ebene hin, zugleich fühlte er, wie der Gaul unter ihm wankte. Entschlossen sprang Kort vom Pferde, das schon in die Knie sank, riß die zweite Pistole an sich und ging entschlossen auf die Angreifer los. Da krachte ein zweiter Schuß, die Kugel fauste an Kort vorbei und durchbohrte ihm den Ärmel des Wamses, nun gab auch er Feuer, ein Schrei und der Fall eines Körpers zeigten ihm an, daß er nicht fehlgeschossen; zugleich hörte er, wie ein Mensch in wilder Flucht davonrannte.

Kort suchte nach dem Gefallenen und strauchelte gar bald über dessen Körper: er holte Feuerstein und Zunder hervor, schlug Licht und erkannte zu seinem Schreck, daß es ein Schwede aus dem eigenen Lager sei, der Diener des Hauptmanns von Strömborg, jenes Schurken, der Mörder gedingt, um ihn beiseite zu schaffen.

Kort's Entschluß stand fest, er wollte die Schweden Schweden sein lassen, um schon so bald wie möglich nach seinem lieben Braunschweig zu kommen und traf gar bald einen Wagen, der ihn aufnahm und mit gen Schöningen führte, von wo er mit Gilpost zurück nach Braunschweig fuhr.

Wieder leuchtete ein heißer Julitag vom Himmel, als ein schwedischer Emissär durch die Straßen der alten Brunonia vor das Rathaus sprengte, um den Deserteur Kort Breuers zu reklamieren, welcher der Fahne Schwedens zwei Jahre zu dienen geschworen und dieselbe verlassen hätte. Vom Räte der Stadt ward ihm die Antwort, daß ein freier Bürger handeln könne nach Belieben, jedoch, wenn man die Unterschrift und Zeugen brächte, den Schuldigen vorladen lassen wolle.

Würrisch zog der Schwede seines Wegs, als er plötzlich von mehreren handfesten Bürgern angehalten, und mit dem Rufe: „Hoh hoh! da hätten wir ja einen von den Meuchelmördern!“ zurück nach dem Rathause geschleppt wurde.

Die Kunde von der Verhaftung des Schweden war bald durch die Stadt geeilt, und vor dem Rathause drängten sich bereits eine Anzahl Bürger, welche Näheres über die Sache erfahren wollten. Da erschien der Rat, unter ihm auch Balthasar Döring, welcher, finster darcinblickend, sich durch die Menge Bahn brach. Der Schwede wurde vernommen und pochte auf sein Recht als königl. schwedischer Bote, verlangte zugleich, daß der Deserteur zurückgebracht werden solle und stellte Beschwerde wegen des Benehmens der Bürger.

Da trat ein Mann aus der Gruppe der Bürger, es war Daniel Hillers, der Marktmeister, und sprach mit lauter Stimme:

„Die Schweden sind Meuchelmörder und Räuber, welche Bürger zu ihrem Volk locken um sie umzubringen, ich bitte

den Rat der Stadt, diesen sauberen Vogel festzuhalten, vielleicht wird noch mehr Schlechtigkeit an den Tag kommen.“

Mit gerötetem Gesicht erhob sich jetzt der Katadjunkt Balthasar Döring und schrie:

„Ihr habt das Maul zu halten, Marktmeister, wenn genügende Beweise vorhanden sind, so bin ich der Ankläger, nicht Ihr, und damit Ihr alle es wißt: dieser Mensch ist zu entlassen, der Ausreißer und Deserteur aber, Kort Breuers, sofort zu seinem Truppenteil, dem er sich durch Handschrift und Handgeld verdungen, zurückzuschicken; ich hoffe, daß der Rat mit mir einer Meinung sein wird,“ und bei diesen Worten ließ er die Blicke über die Mitglieder schweifen, welche mit ihm an einem Tische saßen und begegnete einem stummen Kopfnicken. Ermutigt fuhr er fort:

„Der Stadtwogt soll den Schuldigen sofort verhaften und ihn mit Gewalt dem schwedischen Reiter zum Transport ausliefern.“

Nun wurde es Daniel Hillers doch zu bunt und mit lauter Stimme rief er:

„Ich, Daniel Hillers, sage, daß Kort Breuers Gast meines Hauses ist, aus dem man keinen dort Weilenden ohne triftigen Grund ungestraft entfernen darf.“

„Ich wiederhole,“ sagte der Katadjunkt, „daß, falls Kort Breuers sich nicht selbst dem schwedischen Emiffär stellt, der Vogt ihn mit Gewalt ausliefern wird.“

„Und ich sage,“ erwiderte Daniel Hillers, „daß Kort Breuers sich überhaupt nicht anliefern und auch nicht ausgeliefert werden wird!“

Der Vogt Klaas Wennert erschien und der Ratadjunkt gab sogleich Befehl, Kort Breuers, welcher sich in des Marktmeisters Wohnung im Gewandhause befinde, sofort zu verhaften, er selbst werde mitgehen und sehen, daß alles wohl nach dem Spruche des hohen Rates geschehe.

Unten vor dem Rathause harrte die erregte Menge, und als sie hörte, daß ein Bürger der Stadt dem schwedischen Reiter ausgeliefert werden sollte und dieser Auszuliefernde Kort Breuers sei, welcher sich allgemeiner Beliebtheit erfreute, da machte sich die Entrüstung in unzweideutigen Worten Luft und Drohungen, wie:

„Ach, schlagen wir den Schweden tot, als daß er einen Bürger gefangen aus unsern Mauern führt!“

Da trat der Ratadjunkt, gefolgt von dem Vogt und dem Fremden, aus dem Bogen des Rathauses, Daniel Hillers aber hatte die Menge schon auf seiner Seite, überall erscholl der Ruf: „Hierbleiben, Vogt! Hierbleiben!“

Der Ratadjunkt wollte die Bürger zum Gehorsam gegen das Gesetz ermahnen, jedoch ein alter biederer Böttchermeister trat hervor und sagte:

„Ein Braunschweiger Bürger ist dem Schwedenkönig keinen Gehorsam schuldig und der Fremde soll sich zum Rückruf jcheren!“

„Tut Eure Pflicht, Vogt!“ sagte der Ratadjunkt und wollte durch die Menge schreiten, als Pferdegetrappel vom Martini-Friedhof her erscholl und eine Kavalkade schwedischer Reiter angebraust kam, geführt von Strömborg, dem Hauptmann, der, schon unterrichtet, kurz die Auslieferung Kort Breuers, den er auch als Mörder bezeichnete, sofort verlangte; doch Peter Trog, sein Sohn Konrad und Daniel Hillers hatten die Angelegenheit schon genügend verbreitet, und als die Reiter zum Gewandhaus ritten, erschienen überall bewaffnete Bürger und Schützen.

Vor dem Gewandhause stieg Hauptmann von Strömborg vom Pferde und ging, gefolgt von sechs Reitern, in das Haus. Kaum jedoch hatten sie die Türe geöffnet, als ihnen ein halbes Duzend Büchsenläufe entgegenstarrte und ein donnerndes „Halt!“ entgegenscholl.

Nun kamen von allen Seiten bewaffnete Bürger herbei, fielen den Schweden in den Rücken und trotz der verzweifeltsten Gegenwehr wurden diese in kurzer Zeit bewältigt. Acht lagen tot auf dem Pflaße, Hauptmann von Strömborg und der Ratadjunkt wurden mit Ketten aneinander geschlossen und im Triumph zum Rathause geführt.

Hier nun enthüllte sich die ganze Niederträchtigkeit und Schurkerei Balthasar Döring's. Strömborg und der Ratadjunkt, dem man Barrett und Talar vom Leibe riß, wurden entlarvt und zu schwerem Kerker verurteilt.

Elisbeth aber und Kort wurden ein glückliches Paar und der alte Hillers lebte lange und hochbetagt in ihrer Mitte.

Ein Drama

aus der

St. Autors-Kapelle am Altstadt-Rathause

im 1402.





Halloh! Halloh! tönte der Ruf eines jungen Mannes von fünfundzwanzig Jahren, welcher eine Armbrust trug, vor dem Gildehaufe der Kaufleute an der Gördelingerstraße durch die Stille der Nacht; doch umsonst war alles Rufen — ruhig und ernst schaute die alte Front des ehrwürdigen Gebäudes auf ihn herab, und es war ihm, als wären die Fragen und gesichterschneidenden Masken der Falkenköpfe eigens dazu angebracht, ihn zu foppen, denn er fuhr plötzlich mit dem Kolben der Armbrust in das Antlitz der die Justitia darstellenden Figur des Portals, daß er sich unsehlbar einen Verweis des hohen Rates zugezogen haben würde, wenn man sein Tun beobachtet hätte.

Die rauhe Dezembernaut ließ den nächtlichen Rufer fröstelnd zusammenschauern, und zähneklappernd stieß er leise Verwünschungen aus, seine Rufe wiederholend.

So verging wohl eine Viertelstunde, als ein Fenster der zweiten Etage geöffnet wurde und ein vom kalten Lichte des Mondes beleuchtetes Mädchenantlitz sichtbar wurde.

„Margret, ich bin's!“

„Du, Friedel?“ schallte es herab, „warte, ich werde öffnen!“

Nicht lange, und er hörte im Hause die Stufen der Treppe knarren, bald drehte sich die schwere Eichentür lautlos in ihren Angeln, und der junge Mann trat hinein.

Friedel Merten war der Pflegesohn des alten Gildenvogts und Schließers Augustin Sengewien, dessen verstorbener Schwester Sohn, den er wie ein eigenes Kind, ja, wie seinen Augapfel hütete und um den die eigenen Töchter, die 17jährige Margret und die um zwei Jahre älteren Getrudis, sich hätten zurückgesetzt fühlen müssen, wenn nicht beide dem Pflegebruder mit großer Liebe zugetan gewesen wären.

Die blonde Margret mit ihrem stillen, ergebenen Wesen war ganz das Gegenteil der brünetten Schwester Getrudis, welche mit ihrem feurigen, lebhaften Naturell fast an die Südländerin erinnerte.

Oben angekommen, fragte Friedel hastig nach dem Pflegevater und wünschte diesen noch zu sprechen, weshalb ihn Margret, ohne nach dem Begehr zu fragen, in das Schlafzimmer des Vaters führte.

Leise trat Friedel ein und rief mehrmals den Namen des Vaters, worauf dieser erwachte und unwirsch ein „Wer da?“ rief.

„Ich bin's, Vater,“ erwiderte der junge Mann, „verzeiht, wenn ich Euch zu so später Stunde störe!“

„So schlag doch Licht!“ sagte Sengewien, und Friedel kam dem Befehle nach.

„Water,“ begann der junge Mann, „eine wichtige Angelegenheit führt mich noch zu Euch, es ist ein Unglück geschehen, und Ihr tötet gut, aufzustehen und mitzukommen!“

„Was ist's? Was giebt's?“ fragte, sich zur halben Höhe aufrichtend, Sengewien.

„Sie haben Ulrich von Stetten erschlagen!“

„Wie? Was? Des Gildemeisters Sohn?“ meinte ungläubig der Alte.

„Ja, Ulrich von Stetten fand ich tot vor dem Peters-tore.“

Im Nu war Sengewien auf den Beinen und streifte schnell das Gewand über.

„Aber wie ist das möglich? Wer hat ihn gefunden?“

„Als ich von der Wache am Oerturm kam,“ erzählte Friedel, „und die Biegung zum Tor einschlug, stolperte ich über einen Gegenstand, der mitten im Wege lag. Nach näherer Besichtigung erkannte ich beim schwachen Scheine des aus den Wolken hervortretenden Mondes den Ulrich, der in einer großen Blutlache lag. Ich lief zur Torwache, mit ihrer Hilfe brachten wir den Toten in das Wachtzimmer und legten ihn daselbst nieder. Hans Bartel, der Wachtmann, meinte, daß er erst vor kurzem ums Leben gekommen sein könne, da der Körper noch ganz warm sei.“

„Heilige Jungfrau!“ rief Sengewien, „laß uns eilen, um den gnädigen Herrn zu benachrichtigen, den hoffentlich

nicht der Schlag treffen wird, wenn er seinen Einzigen entseelt wieder sieht.“

Bangend horchten die beiden Mädchen an der Thür, und als die Männer herausstraten, wurden sie mit Fragen bestürmt; Sengewien aber hieß die Töchter zur Ruhe gehen und erreichte eiligen Schrittes mit Fiedel die Straße.

Auf der Torwache hatte man den Toten inzwischen näher untersucht und den Schädel völlig zertrümmert gefunden, auch ging ein Stich hinter dem Schulterblatt tief in die Lunge, der anscheinend von einem Speer herrührte, wie ihn die Jäger damaliger Zeit führten. Man wusch dem Erschlagenen das noch immer hervorquellende Blut ab und legte ihn auf ein Lager von frischem Stroh; als man hiermit noch beschäftigt war, ging die Thür der Wachstube auf, und herein trat der vom Gildevoigt und dessen Pflegesohn herbeigerufene Gildemeister, der Vater des Toten.

Würdevollen, gemessenen Schrittes, mit dem Ausdruck schmerzlichster Trauer auf dem ehrwürdigen Antlitz, trat er zu dem in der Ecke liegenden Toten, löstete die Decke, und während die Anwesenden ehrfurchtsvoll die Baretts zogen und in tiefem Schweigen verharrten, beugt er sich nieder und sah dem Erschlagenen aufmerksam in das Gesicht.

Nach wenigen Sekunden befahl er, ihn aufzunehmen und nach seinem Hause zu bringen, während der starke Mann plötzlich wie ein Kind zu schluchzen begann.

So wurde die Leiche nach dem Hause des Gildavorstehers getragen, und die alte Mechtild, des Kaufherrn von

Stetten Wirtschafterin, brach in laute, herzerbrechende Klage aus, als sie des leblosen Körpers des jungen Herrn ansichtig wurde.

*

*

*

In ihrer Kammer stand Gertrudis, die älteste Tochter des Gildenvogts, und ihre Gedanken gingen hinaus zu einer stillen Laube des Gartens am Peterswall; wieviel süße Erinnerungen knüpften sich an diese Stätte, welch' zartes Geheimnis bewahrten die Ranken des wilden, die Laube umspinnenden Weins?! An einem warmen Aprilabend war's, an ihrem Namenstage, als sie hier das Geständnis Ulrich v. Stettens Liebe vernommen, als er ihr einen duftenden Veilchenstrauß geschenkt mit der Versicherung seiner unwandelbaren Liebe und Treue; des reichen Kaufherrn und Patriziers einziger Erbe hing mit glühender Leidenschaft an der schönen Tochter des Gildenvogts, und auch Gertrudis liebte mit allem ihr innewohnenden Feuer den jungen Patrizierssohn, für den sie ihr Leben geopfert hätte.

Plötzlich wurde Gertrudis durch die aufgehende Thür des Hauses aus ihren Träumen gerissen, Vater und Pflegebruder kehrten zurück, stiegen die Treppe hinan und befanden sich Gertrudis gegenüber, welche aus den Mienen der Angekommenen Schreckliches las.

„Was gab's zu so später Stunde, Vater?“ fragte mit unsicherer Stimme hangen Blicks Gertrudis:

„Trauriges und Betrübendes genug,“ meine Tochter, „man hat Ulrich v. Stetten, des Gildemeisters Sohn, erschlagen!“

Ein lauter Aufschrei, und wie vom Blitz getroffen stürzte die schlanke Gestalt des Mädchens auf die Dielen nieder, mit dem Kopfe an den Pfosten des Treppengeländers hart aufschlagend.

Erschrocken sprangen Vater und Bruder hinzu, hoben die blutende Bewußtlose auf und brachten sie nach ihrer Kamnate, in der sie von der inzwischen herbeigeeilten Schwester entkleidet und von dem aus einer Kopfwunde reichlich rieselnden Blute befreit wurde. Nach einer langen Viertelstunde begann sie wirre Reden zu führen, aus denen die Anwesenden indes den Zusammenhang errieten. Mit strengen Blicken musterte der Vater die phantasierende Tochter und die errötende Margret und fragte in barschem, hartem Tone:

„Weißt Du Näheres über diese Liebschaft, Margret?“

„Nein Vater“, sagte diese kleinlaut und beschäftigte sich lebhafter mit der Schwester.

So vergingen einige Tage, ohne daß eine Aenderung in dem Zustande Gertrudis eingetreten war; wilde, unzusammenhängende Reden führend, schwebte sie zwischen Leben und Tod, richtete sich, wildumherblickend, oftmals empor, gräßliche Bervünschungen ausstoßend und danach ermattet auf das Lager zurücksinkend.

Die irdischen Reste Ulrich von Stettens waren der Erde übergeben, und in dem Hause des Gildemeisters ver-

sammelten sich die Leidtragenden zu einem Todtenmahl; man aß und trank, ohne ein Wort zu sprechen, stand auf, sprach ein kurzes Gebet und entfernte sich. Die Achtung vor dem Schmerze war so groß, daß man nicht durch fade und oberflächliche Kondolenzbezeugungen die Wunde noch größer riß.

An der Hagenscheide zog sich ein breiter Graben zwischen Hagen und Altstadt hin, und die darüber führende Zugbrücke wurde von vielen Fußgängern benutzt, so daß der Brückenhüter kaum seiner Pflicht genügen konnte, auf verbotene, einzuschmuggelnde Sachen zu fahnden, denn beide Stadtteile hatten ja ihre eigene Verwaltung und erhoben auch für sich besondere Zölle. Langsam kam ein Mann daher, der einen Schnappsaß von getrockneter Rindschaut trug; auf der Brücke machte er Halt, als besinne er sich, ob ein Durchgang nicht gefährlich sei. Plötzlich schritt er, ohne behelligt zu werden, in das Tor ein, wo er verschwand.

Nun wandte sich der Fremde dem Peterstore zu; da, wo die Gildenstraße auf den Südfliet mündet, stand ein altes Haus, dessen mächtige Eichentür mit einem Marienbilde geziert war, auf welchem das Jesuskind einem müden Wanderer den Kelch reichte.

Vor diesem Bilde kniete der Fremde, dann erhob er sich und schritt in das Haus.

In dem dunklen Gewölbe des großen Reizgenzimmers saß in einer Ecke, wohin kein Lichtstrahl drang, ein junger, en besseren Ständen angehörender Mann, der sich, als der Fremde eintrat, durch ein kurzes Hüpfeln bemerkbar machte.

Aufmerksam geworden, ging der Ankömmling spähend nach der Ecke, in welcher er sich nach kurzem Gruße niederließ.

„Haben's gut besorgt, junger Herr, was? Wenn's mal wieder etwas giebt, werden wir's von neuem bestens ausführen!“ redete er mit einem satanischem Zuge in dem narbigen, von Leidenschaften verzerrtem Antlitze, auf dessen breiter Stirn eine ganze Reihe der bedenklichsten Fähigkeiten glänzte.

„Wie habt Ihr ihn nur getroffen?“ fragte der junge Mann.

„Ich traf ihn auf der Wendeburg,“ entgegnete der Fremde; „als er mit zwei Holzfällern fort wollte, schloß ich mich ihnen an, schon wurde mir um ein Gelingen des Anschlages bange, als die Holzfäller sich vor dem Peterstore verabschiedeten. Nachdem diese außer Hörweite, blieb ich zwei Schritte zurück und rannte ihm den Speer hinter das Schulterblatt, doch stöhnte er noch laut auf, so daß ich ihm den Schädel eintreiben mußte.“

Oben aber, an einer kleinen Klappe des Deckengewölbes, lauschten zwei scharfe Ohren dem unten geführten Gespräch; es war Glaas Brecht, der Wirtin Sohn, welcher sofort erriet, daß es sich um den erschlagenen Patriziersohn Ulrich von Stetten handele, und er wollte sich die ausgesetzte Belohnung von 300 Goldgulden für die Ergreifung des Täters gar zu gern verdienen. So ging er denn unauffällig in die Reifigenstube, in deren Ecke er Münzen klappern hörte; es war ihm klar, daß sie das Blutgeld bildeten.

Seine Aufregung bemeisternd, ging er auf die Fremden zu und trat grüßend näher; nun erst erkannte er Jörg Holmann, des Seilermeisters Sohn.

„Na, Jörg,“ redete er denselben an, „wird's bald zur Hochzeit gehen?“

Aber unwirch fuhr ihn Jörg an: „Als ob Du nicht wüßtest, daß ich keine Lust zu ihr habe.“

„Na! na! eine schöne Jungfer ist sie doch, des Kaufgildevogts Gertrudis; aber sie mag wohl nicht?“

Dem dreisten Frager einen scheuen Blick zuwerfend, fuhr ersterer unbeirrt fort:

„Soll ja mit dem toten Ulrich v. Stetten heimlich versprochen gewesen sein, wäre wohl so wie so nichts geworden.“

Jörg zuckte zusammen, dann verließ er mit kurzem Gruße, gefolgt von dem Fremden, das Haus.

Das Geheimniß von der Liebshaft der Tochter des Gildevogts mit dem erschlagenen Ulrich v. Stetten war schon längst bekannt. Noch an demselben Abend, als die Glocken zur Messe läuteten, ging Claas Brecht nach des Gildevogts Hause, um das Gehörte daselbst mitzuteilen. Er wurde von Gertrudis, die inzwischen wieder hergestellt, mit ernster, kummervoller Miene empfangen und in ein Zimmer geleitet, wo Claas ihr sofort Mitteilung von seiner Wahrnehmung machte, während welcher mit dem aufmerksam zuhörenden Mädchen eine merkwürdige Veränderung vorging. Das Blut stieg ihr in die Wangen, ihre Augen bligten, und die Hände ballten sich in stummer Wut; dann sagte sie:

„Ich danke Euch, Claas, ich werde Sorge tragen, daß Euch die Belohnung nicht entgeht, seht zu, daß Ihr den Mörder dingfest macht; nach seiner Festnahme werde ich selbst mit ihm abrechnen; spricht kein Wort weiter darüber, bis ich es Euch gestatte.“

Nachdem sich Claas verabschiedet, warf Gertrudis schnell ein Kirchengewand über, um noch rechtzeitig zur Messe in der St. Autors-Kapelle zu sein, wo sie den Jörg zur Andacht wußte. Eiligen Schrittes verließ sie das Haus und trat bald, in ihrer rachebrütenden Stimmung ganz des Weihwassers vergessend, in die Kapelle ein. Umherspähend entdeckte sie sogleich den Gefuchten, der arglos in tiefer Andacht kniete. Wie eine Rachegöttin trat sie an den Verbrecher heran:

„Jörg Holgmann,“ sprach sie mit lauter Stimme, so daß alle Anwesenden entsetzt aufblickten, auch der Meßner sich umwandte, „warum habt Ihr Mörder gedungen, um Ulrich v. Stetten zu töten?“ Der Angeredete wurde leichenblaß, vermochte sich nicht zu erheben, und in der Verwirrung gestand er:

„Es geschah Euretwegen, Jungfer Gertrudis, weil Ihr mich verschmähtet, und ich wußte, daß Ihr ihm gut waret!“ — Da blitzte ein Messer durch die Luft, und Jörg Holgmann stürzte zu Boden; Gertrudis hatte ihm das Herz durchbohrt.

Ein Tumult entstand in dem Gotteshause, man nahm den Toten auf und trug ihn von der geweihten Stätte; Gertrudis aber schritt unbehelligt durch die Menge und trat

auf die Straße, wo eine lärmende Rote daherkam, die einen Mann in ihrer Mitte hatte, der hin und her gestoßen wurde.

„Wir haben ihn! Wir haben ihn!“ tönte es aus dem Haufen.

„Wen habt Ihr?“ rief ein langer Grobschmied.

„Den Mörder Ulrich v. Stettens,“ klang es zurück.

Raum war das Wort gefallen, als Gertrudis wie eine Furie sich auf den Gefesselten stürzte und nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte.

Übermals erschollen Rufe:

„Wo ist der Dinger, der Jörg Holgmann?“

„Der hat bereits gesühnt!“ rief Gertrudis, nach dem Portal vom Mutorshof zeigend; und bald drängten sich alle um den blutenden Körper Jörgs, der mit offenen Augen vor der Türe auf dem Boden lag.

Dem Mörder wurde der Prozeß gemacht, er verfiel dem Henker. Für Gertrudis aber zahlte Gildemeister v. Stetten eine namhafte Summe an Kirche und Stadt; im Kloster der Büsserinnen beschloß des Gildenvogts Tochter Gertrudis ihr zerstücktes Leben.

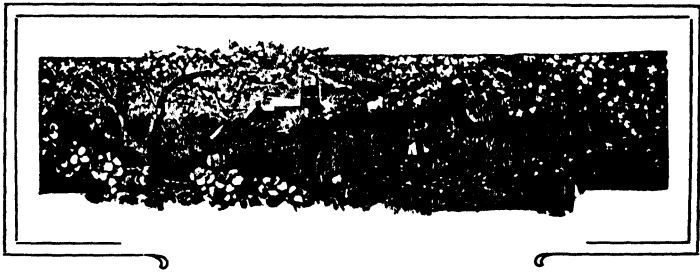


Die Blutuhr

von

Ober-freden.





Wenn dei Ratte in dei Weiie junget
Un dei Storm dei Möhle umeweiht
Dei sich hoben upp'n Söhle-Barre
Huüte noch in Winne lustig dreiht, -
Wenn Dei König kummt mit säbben Söhnen,
Un dei leste Stein von olen Thooren
Run're poltert es mit groten Dröhnen,
Un dat Kind mit langen Nefelohren
Un 'n Bulwesrachen, Löwenklauen
Von 're Kanterfräu täaur Welt 'ebrocht,
Fänget sich dei Fürsten an täau hauen --
Un hätt 't täaum lesten Mal versocht!
Denn dei König mit den säbben Söhnen
Winnt un nimmt dat ganze Reiise in --
Da hilpt kein Gedäauhe un kein flönen --
Däffe Stunne kummt -- als Richter!n!

Frei na Widentheies Prophezeihungen.

Eine der in unserem westlichen Braunschweiger Lande bei der Landbevölkerung durchaus als unfehlbar gehaltenen Weissagungen des alten Schäfer Wiedenthies, (ein Seitenstück zu Schäfer Thomas) bilden die unserer Erzählung vorgesezten Verse.

Was die ersten beiden Prophezeihungen betrifft, so mag es ja schon häufig vorgekommen sein, daß eine wildernde Rage in den an der Fuhse stehenden hohlen Weiden ihr Wochenbett angeschlossen hatte, wo sie von Landleuten entdeckt wurde. Auch die Mühle auf dem Söhlde Berge wurde vom Sturme schon einmal zerstört.

Die dritte Weissagung, welche dem Könige mit sieben Söhnen gilt, könnte ja für unsere Zeit auch beinahe auf Preußens König Anwendung finden, doch ist auf genaue Erfüllung, nach Lage der Dinge, wohl nicht mehr zu rechnen.

Die vierte Weissagung galt den auf dem Burgberge stehenden Turmresten, welche man ihrer Gefährlichkeit wegen hinwegsprenge, da sie einzustürzen drohten.

Die fünfte Prophezeihung hat sich, meines Wissens nach, noch nicht erfüllt, da sich noch keine Rantorfrau gefunden, welche dem alten Propheten den Gefallen getan und jenen scheußlichen Wechselbalg zur Welt gebracht hätte.

Nun zu unserer Hauptprophezeihung des alten Sonnambulisten:

Wenn dei Sööe up'n Anger smetten,
Un dei Nordwind Süüdwind's Hülpe ropt;
Von 'm Adler ward dei Hahn terretten,

Und dei Waa ganz ohne Päre lopt·
 Ward en ganz gewaltig Mann 'eboren
 Dei noch mächt'ger is als wei dei Krone,
 Alle Feiine sleiht hei um dei Ohren,
 Un dei Freiheit bringt hei jüuen Sohne.
 Denn na düsser unglücksel'gen Teiid,
 Nummt 'ne bessre, — un sei is nich weit!

Diese Weissagung, welche, um Mitte des 18. Jahrhunderts, etwa zur Zeit des ersten schlesischen Krieges, gegeben wurde, ist an sich merkwürdig, als dieselbe in zwei verschiedene Zeitalter hineinpast. Das erste und von dem zweiten so grundverschiedene Zeitalter past wohl nach Form und Farbe am besten in unsere Rahmen. Als die Revolution in Frankreich niedergeworfen war und die mildere Zeit der Directoire ihr Szepter schwang, stieg aus dem Wirrsal des Blutsfeldes der geniale Corse Napoleon Bonaparte, der Bürgergeneral, zu schwindelnder Höhe empor. Auf ihn, dem Freiheitserlöser, der, ohne es zu wissen, die Frohn über den Haufen helfen warf, könnte die Prophezeiung eben so gut anwendbar gemacht werden, als auch auf seinen größten Antagonisten, den eisernen Kanzler, welcher ein halbes Jahrhundert später zu Macht und Ansehen gelangte, und von da auf jeder Stufe, welche ihn Wallhalles Thoren näher brachte, dem Deutschen Reiche einen Eckstein hinzufügt, bis aus den Trümmersfeldern germanischer und gallischer Fürstenhäuser eine neue deutsche Einheitsfahne aufplatterte, welche die

Freiheit der Geister immer mehr bedeckend, diese schützend und stützend entwickeln half.

*

*

*

Es war im Sommer des Jahres 1503, die Dürre war groß und in den Brunnen das Wasser versiegt. An einem Feldwege, der von Oberfreden hinab nach Delber a. w. B. führte, saß ein noch rüstiger Mann in den sechziger Jahren, und neben ihm streckte ein großer schwarzer Hund die matten Glieder im Schatten der Buche aus.

„Nun Jals,“ so sprach er den Hund an, „was meinst Du, wollen wir noch ein paar Stunden marschieren oder uns hier festlegen?“

Das kluge Tier dehnte sich, hob den Kopf mit der lechzenden Zunge, und legte sich auf die andere Seite.

„Jals, Du hast recht, wir haben Zeit; laß die Hitze sich nur erst legen, wir kommen schon noch zum Ziel,“ sagte der Alte und dabei machte auch er es sich noch weiter bequem.

Da hub es in dem Laubdach leise zu flüstern — dann immer stärker zu rauschen an, — die Vorboten nahenden Gewitters.

Dann zuckte ein Blitzstrahl auf; mit unheimlichem Krachen brach sich das Rollen des Donners an den Bergen; erschrocken fuhr der Alte empor.

„Jals! Jals! Nu aber schnell daß wir die Höhle erreichen, da können wir es abwarten.“

So eilte der Alte mit seinem Hunde in schnellen Schritten wieder bergan der Felsenhöhle zu.

Unruhig sichernd näherte sich der Hund dem Eingange, leise knurrend, die Ohren spitzend, mahnte er seinen Herrn zur Vorsicht.

„Na Tals, was giebt's denn?“ fragte der Alte.

Da fuhr der Hund in die Höhle hinein und konnte nur mit großer Mühe von seinem Herrn zurückgebracht werden.

„Wer da drinnen?“ fragte der Alte.

„Gut Freund,“ antwortete ihm eine tiefe Männerstimme, und vorsichtig näherte sich eine hohe Männergestalt von etwa dreißig Jahren.

„Aber Dornemann, das seid Ihr?!“ rief mit komischem Schreck der vor dem Gewitter Flüchtende.

„Ja Hinrick, das bin ich! Und etwas dabei muß ich auch wohl haben hier in diesem Loche Aufenthalt zu nehmen.“

„Ja Dornemann, wenn das Gewitter nicht aufgezogen wäre, hätten wir uns nicht getroffen.“

„Was thust Du denn in diesem Felsenloche? Führst wohl was im Argen? Denn ganz rein ist die Sache wohl nicht!“

„Doch was macht Dein Bruder Justus? War immer ein toller aber guter Kumpan.“

„Eben seinethalben liege ich hier, Hinrick; Frieden hat ihn in den Turm setzen lassen, wo er seit fünf Wochen schmachtet. Lösegeld haben wir nicht, und Frieden ist nach Delber geritten, von wo er heute Abend zurückkehren muß.“

An die Verwegenheit fremder Frohner denkt er ja nicht; aber eher schlage ich ihm den verd Schädel ein, als ich ihn los lassen würde, bevor er mir nicht den Justus ganz und heil ausgeliefert hat; wehe ihm, wenn meinem Bruder ein Haar gekrümmt ist!“

Sie waren eine verrufene Adelsfamilie, diese von Freden; der alte Johann schonte weder Leibeigene noch ziehende Kaufleute der freien Städte, er nahm sie und erpreßte Lösegeld in beliebiger Höhe.

Wer sich ihm widersetzte und einen seiner Leute und Dienstmannen verletzte, wurde in den Turm geworfen und ihm der Prozeß gemacht; im Burghofe wurde manches Opfer hingerichtet.

Dieses Schicksal hatte auch Justus Dornemann, eines Frohners Sohn aus Derenburg, welcher bei seiner Gefangennahme einen von Fredens Leuten niedergeschlagen hatte und hierfür gerichtet werden sollte.

Wurde nun so ein armes Opfer zum Schaffot geschleppt, so ließ der Raubgesell von Freden die kleine Turmglocke klingen, um seine ihm bis auf das Blut auffällige Umgebung einzuschüchtern.

Der Bischof Magnus von Hildesheim, welcher jede Schandtath absolvierte, erhielt reichen Tribut für diese Lammwäsche.

Fredens jüngster Sohn Erich, welcher häufig nach Hildesheim ritt, machte auch heute wieder diesen Weg, um für ein Ablassgeld den Bischof zu bestimmen, für seine Sippe,

welche schon verschiedene Schandtaten auf dem Kerbholz hatte, und für deren mehrere noch auszuführende das Programm schon entworfen war, Partei zu nehmen, wenn der Rat einer freien Stadt den Schurkereien nachspüren sollte.

Bis an den Hals in Stahl und Eisen gepanzert, zog der gefürchtete Raubjunker ohne Bedeckung unbehelligt durch die Gelände von Lichtenberg nach Hildesheim; die Menschen, welche ihn nur ahnten, gingen ihm weit aus dem Wege.

Heute nun zog er wieder feck und trozig seiner väterlichen Raubburg zu, wo im Burghofe lauter lichtscheues, verkommenes Gefindel umherlungerte.

So nahte der Abend. Die Glocke von Obergreden verkündete die siebente Stunde, als plötzlich der Scheck einen Seitensprung machte; von vorne war ihm ein Bolzen in den Bug gedrungen. Kaum hatte Freden sich wieder gefaßt, als von hinten ein derber Stoß unter die Fußschienen ihn vom Pferde schmiß, und eine starke Faust dem Roß in die Zügel fiel; um dessen Flucht nach dem Burghofe zu verhindern und keinen Verdacht zu erwecken.

Freden wurde gebunden und wie ein Sack auf dem eigenen Gaulle entführt.

Weit fort, tief in die Harzberge ging der Transport; dort hausten noch Wölfe und Bären, Luchse und Wildkaten fanden Schlupfwinkel in Menge. So brachte man Freden bis ziemlich nach Herzberg, in eine bei der heutigen Domaine Düna unweit Hattorf gelegenen Höhle, welche heute den Namen „Fettenhöhle“ führt und früher sowohl Menschen wie

Raubtieren zum Schutze gedient hat. Hier soll auch der berühmte Hans von Eisdorf eine Zeit lang sich verborgen gehalten haben, als die Obrigkeit auf ihn fahndete.

*

*

*

Fluchend, und das die Wege grundlos machende Regenwetter zur Hölle wünschend, schritt ein Mann durch den Wald; ein großer schwarzer Hund begleitete ihn. Es war Hinrich, genannt der Prophet, dem wir in späteren Zeiten als Wickenthies wieder begegnen.

Seihhinrich¹⁾, Sichthinrich²⁾ oder Zeichhinrich³⁾ war der Sohn des Freischäfers Jan Stoffel (Johann Christoph), welcher sich auch schon mit Wettermachen befaßt hatte.

Als Hinrich noch ein kleiner Hütetejunge gewesen, hatte ihn der alte Freden einmal mit den Ohren an das Scheunentor nageln lassen, wovon er noch heute die Spuren aufzuweisen hatte; der kleine achtjährige Hütetejunge hatte aus dem Schweinetroge eine Rübe genommen, um seinen Hunger zu stillen, wofür ihn Freden so grausam strafte.

Jedoch der Rächer schläft nie und unserm Hinrich kochte auch gährend Drachengift im Busen. Jetzt hatte er Gelegenheit, als alter Mann von sechzig Jahren dem Raubgesindel auf Oberfreden da oben einen empfindlichen Schlag zu versetzen, und es sollte geschehen, so schwur er im Stillen.

1) 2) 3) Namen für Propheten-Heinrich.

Er brachte seine Scheinbotschaft auch wirklich intelligent an den Mann. Der alte Freden schäumte vor Wut; also:

Wenn meinem Bruder Justus auch nur ein Haar gekrümmt ist, so fährt Euer jüngster Raubspieß noch morgen früh zur Hölle, und noch eins:

Unbehelligt, ohne ihn zu verfolgen, laßt Ihr den Justus ziehen und um 11 Uhr Mittag kehrt Eure junge Raubbrut heim.

Nur das geringste Zeichen einer Kundschaft oder feindlichen Annäherung und er wird langsam gebraten, der Edelspieß Eurer Schandburg.

So mit ihm zu sprechen war noch keinem gelungen, und nun? Was tun?

„Holt mir den Hund aus dem Verließ, damit ich ihn erst einmal einsalbe, einsalbe mit eigener Hand“, brauste der alte Freden auf und machte, zu seines Sohnes Unheil, die Drohung wahr.

Mit blutunterlaufenen Striemen kam Justus am festgestellten Orte an. Hier erzählte er seine Schmach.

„Gut! Ich werde mein Wort halten, aber ich will den jungen Schurken dem Alten würdig heimsenden“, sagte Dornemann der Ältere.

Man holte Erich von Freden herbei, legte ihn gebunden über einen Baumstamm, machte ein Eisen glühend rot und brannte ihm das Boßshorn (Zeichen für Satan) auf die Stirn; dann schnitt man ihm die Ohren ab und ließ ihn laufen.

So kam der geschundene Raubritter entstellt und entehrt auf des Vaters Burg an.

Mit tierischer Wut schlug der alte Schurke von Freden auf eine Magd los, die gerade in seinen Weg kam, dann ließ er die Glocke ziehen, alle Frohner zusammentrommeln und jeden bei Todesstrafe androhen, Dornemann tot oder lebendig zu bringen.

Alles bekreuzigte sich als die Glocke erklang.

Man sollte Dornemanns Verwandte aus Dornenburg aufgreifen, herbringen und er wollte ein schreckliches Exempel statuieren.

Doch der Unhold kam nicht zum blutigen Ziel.

Hinrich der Schäfer hatte schon gewarnt vor seiner Rache; auch den Fürsten von den Schandtaten erzählt, und so wurde das Raubnest zerstört, die von Freden gefangen genommen und zwei derselben, Johann und Erich von Freden des Adels verlustig erklärt und enthauptet.

Als die Häupter unter dem Schwerte des Henkers fielen, erscholl das Glöcklein der Blutuhr, so genannt, weil ein Sonnenangel unmittelbar unterhalb des Schallloches des Turmes angebracht war und die armen Gefangenen meistens von den rohen Rittern von Freden um die Mittagszeit gerichtet wurden.

Jan Hinrich Thies's, welcher auch einen Namen, nach dem ihn vom Mansfelder Grafen zugesprochenen Thei*), an-

*) Zehnten.

nahm, hat auch um den Bau von Futterkräutern sich verdient gemacht, führte später die Wicke im Wappen, deren Veredelung und Anbau als gutes Schaffutter er ganz besonders förderte.

Seine Prognose in geschichtlicher Hinsicht ist lange Zeit maßgebend als Schicksalsvorausbestimmung gewesen, deren Fortsetzungen im alten Schäfer Thomas noch heute mystifizieren.

Herzog Heinrich v. Braunschweig zog die von Frieden niemals an seinen Hof, es war, als ob ein Fluch auf dem Geschlecht lastete, der durch Jahrhunderte seine Generationen niemals zu Amt und Würden gelangen ließ.



Der Stockvogt von Saldern.



Eine Erzählung aus dem Jahre 1521.





Ein lang aufgeschossener, dürrer Mann, dessen stechende schwarze Augen unter buschigen Brauen mürrisch hervorblickten, dessen graubraunes Wams um die grobknochige Gestalt wie um eine Vogelscheuche schlotterte, deren Haupthaar in langen Strähnen gleich der Mähne eines Pudels auf die stark abwärts geneigten Schultern herabhing, stand gleich einer Caricatur an einer Bruchweide des Fuhseangers. Hier folgte er den Sprüngen der sich tummelnden Fohlen mit interessierten Blicken.

„Wird mal ein mordsches Pferd, diese Liese,“ so sprach er stillvergnügt vor sich hin, und dachte dabei schon an die blanken Gulden, die er in die Tasche stecken konnte, denn kein Geringerer als Herzog Heinrich von Braunschweig wollte das Tier kaufen und für seinen Marstall nach Wolfenbüttel holen lassen.

Ob er wohl ahnte, der lange Stockvogt Just Latteboom, daß dieses Füllen noch eine geschichtliche Rolle spielen würde?

So grübelte er immer weiter, das Kinn auf den langen Stod gestützt, ohne das Herannahen einer Cavalcade von Reitern zu bemerken; erst als die vorausstrebenden Hunde ihn mit lautem Gebell anführten, sah er erschrocken empor.

Da kamen sie, die Diener des Marstalls Sr. Durchlaucht, um die Viese mitzunehmen.

Sie grüßten höflich den Stockvogt, der, eingedenk seiner Würde, nur lässig seine Kappe lüftete.

Erst als v. Dorstadt, der Stallmeister, an ihn herantrat und ihm die Hand reichte, nahm er sein Kännchen herunter.

„Guten Tag un Good by!“ sprach der gern englisch sprechende Dorstädter, dessen Vater Edward v. Dorstadt die Tochter eines englischen Lords geheiratet, und dieser Ehe entsprossenen Kinder eine Zeitlang zu den Großeltern nach England geschickt hatte, deren Einwirkung auf die Erziehung der Enkel nicht ohne guten Einfluß geblieben war. Freiheit des Denkens und Handelns waren von jeher vorherrschend bei den Angelsachsen, der rege Seeverkehr durch Jahrhunderte, welche sie mit allen Nationen des Erdballs zusammenbrachte, schärfte ihren Blick für das Gute und Praktische, nicht desto weniger wurden aber Gelüste nach fremdem Gute wach, dessen Besitzen mit allen Mitteln psychischer und physischer Kräfte angestrebt wurde.

So geschah es denn, daß unser v. Dorstadt diesen alten englischen Geist mit einsog und nunmehr in seinem Vaterlande zu betätigen suchte.

Eine schlanke Mädchengestalt kam den Anger herauf geschritten, es war Katharine Latteboom, die Tochter des Stodvogts. Sie wollte sehen, wie man ihr Lieblingsfüllen, die Diefse, entführte, und sie sah schon von weitem das wilde Durcheinander auf dem Pferdeanger, sah, wie man sich vergeblich bemühte, die Diefse zu erwischen, welche, ihre Entführung ahnend, über die Koppel sprang.

Jetzt ließ Katharine einen langen singenden Ton erschallen, die Diefse, der man eben auf den Leib gerückt war, bäumte hoch auf, sprang mit gewaltigem Satz über den Stallknecht hinweg und im saufenden Galopp den Feldweg hinan, wo sie vor der schönen Katharine Front machte.

Das schöne Mädchen fiel dem Pferde um den Hals, das laut wiehernd sich nach den Entführern umblickte, und wie warnend den schönen Kopf an Katharinas Rosenwange rieb.

„Liebe Diefse,“ sagte Katharine, „es hilft uns ja nicht, Vater ist hart, er will uns von einander reißen! Aber Dich besuchen komme ich nach Wolfenbüttel,“ und dabei küßte sie das Tier auf die samtenen Rüßtern.

Willig ging Diefse neben Katharine her, doch legte sie die Ohren dann und wann zurück, als ob sie sagen wollte: „Paß mal auf, so leicht kriegen sie mich nicht weg von hier,“ und als nun ein Stallknecht herzutrat, drehte sich Diefse plötzlich und schmetterte mit einem Hufschlage dem Verwegenen die Kappe vom Kopfe, einen halben Zoll tiefer und er wäre eine Leiche gewesen.

Nun mußte Katharine der Sache ein Ende machen, sie war zu Tode erschrocken, und um keine Menschen weiter in Gefahr zu bringen, legte sie mit eigner Hand ihrem Liebling die Fessel an.

Dorstadt hatte mit Bewunderung dem schönen Bilde zugehört: Die schlanke, schöne Gestalt des herrlichen Mädchens, der wundervolle Bau des edlen Tieres; wie aus einem Guß waren beide, als Katharine Liese noch einmal umarmte, um Abschied von ihr zu nehmen.

Der Stallmeister v. Dorstadt sagte Katharine viele Artigkeiten, lud sie auch ein, die Liese zu besuchen, so daß dem alten Stockvogt vor Stolz der Kamm schwoll.

Dem Stockvogt händigte v. Dorstadt einen Schein aus, allwonach durch Vorzeigung er an fürstlicher Hofamtskasse sein Geld in Empfang nehmen sollte.

Mit kurzem Gruß verabschiedete man sich und Liese sah manchmal wiehernd zurück, als sie an dem Halsster entführt wurde.



Ueber breitem Lebensflusse
Schwebt die Brücke, hochgespannt;
Lockt zu köstlichem Genuße,
Zu dem Blick in's weite Land.

Hinter mir: die Alltagsstrümmern;
Vor mir: göttliches Gefild,
Seh ich nur des Schlosses Schimmer
Und der Säle buntes Bild.

Ziehst Du mich in Deine Kreise
So mit magischer Gewalt;
Singst Du mir die Zauberweise,
Die mir noch in Ohren schallt.

O dann locken mich die Töne
Hin in des Vergessens Reich,
Und in seiner ganzen Schöne
Steht ein Fürstenkind, so bleich.

Mit des Winters kaltem Hauche,
Weht mich dort ein Frösteln an;
Selbst der Rose dort am Strauche
Hat den Bann es angetan.

Ihre stillen braunen Sterne
In dem weißen Angesicht,
Rücken mir aus weiter Ferne
Vor die Seele ein Gedicht.

Ein wunderschöner Sommertag mit Verchensang und Wachtelschlag brach an. Da zog der Stockvogt im leichten Wägelchen gen Wolfenbüttel, die Zügel führte seine reizende Tochter, die schöne Katharine. Er hatte den Schein wohlverwahrt in der Tasche und freute sich schon der vielen blanken Silbergulden. Doch es sollte anders kommen.

Schon fuhren sie über den holprigen Straßendamm der Residenz Wolfenbüttel dem Schloßhofe zu, als ein Kavalier sich ihnen näherte, der die Piese zur Turnierhalle führte.

„Da is die Piese Vater, Vater sieh doch die Piese!“ rief Katharine ganz rot vor Aufregung, „Piese! Piese!“ rief sie ganz außer sich ob des Wiedersehens, „und welch feinen Aufputz sie hat!“ setzte sie freudig errregt hinzu.

Das Pferd hatte kaum die Stimme des Mädchens vernommen, so blieb es stehen, wandte den Kopf und wieherte hell auf wie zum Gruße. Noch gehorchte es einige Schritte seinem Reiter, dann schüttelte es plötzlich den Kopf, machte einen Seitensprung und lief trotz aller Künste seines Führers schnurstracks den Ankömmlingen entgegen. Bei ihnen angekommen, wurde der Kavalier über die Anhänglichkeit des Tieres aufgeklärt, das nur durch den Aufsazzügel verhindert war, alle zu beschnuppern.

Aber Katharine wollte absteigen und die Piese begrüßen, welche trotz aller guten Worte nicht vom Wagen weg zu bringen war.

Der Vorgang war von einem der Fenster des Schlosses aus nicht unbemerkt geblieben, wo Herzog Heinrich mit einigen Hoffkavalieren sich sehr daran ergöhten.

„Also das ist der Züchter des Pferdes?“ wandte sich der Herzog an den Stallmeister v. Dorstadt lächelnd zur Seite.

„Durchlaucht, jawohl! Und dies junge Mädchen seine Tochter!“

„Sollen einmal vorgelassen werden!“ befahl der Fürst.

„Durchlaucht, zu Befehl!“ erwiderte Dorstadt, und nach etwa fünfzehn Minuten standen der Stodvogt und seine Tochter Katharine, Auge in Auge ihrem Landesherrn gegenüber.

„Er hat ein schönes Tier gezüchtet, lieber Stodvogt, nun sag' er mal, hat er noch mehr Pferde solcher Art?“

„Ja, Durchlaucht, Pferde wohl, aber sie sind nicht so schön als die Liese.“

„Suche er noch zwei der besten aus und führe er sie meinem Stallmeister vor!“

„Große Ehre für mich, Durchlaucht, Eurer Durchlaucht Befehl soll pünktlich ausgeführt werden.“

Nun wandte sich der Fürst zu der vor Verlegenheit hin und her trippelnden Katharine:

„Nun, liebes Jungfräulein, wie kommt das Tier zu so großer Anhänglichkeit zu Euch?“

„Ach, Durchlaucht“, hub sie stotternd an „die Liese war krank, konnte nicht fressen, das ganze Zahnsfleisch war ihr geschwollen, als sie eben der Milch entwöhnt wurde; da habe

ich sie mit der Flasche so oft und reichlich gesäugt, bis sie vollständig hergestellt war. So gewöhnten wir uns an einander und ich hatte die Piese so lieb," nun brach Katharine in Tränen aus, so daß der Herzog belustigt und begütigend fortfuhr:

„Sie hat Gemüt, Jungfer, und dieses ist mehr wert, als ein hartes, für Alles verschlossenes Herz, auch hat Gott sie äußerlich mit großer Schönheit bedacht, nun muß sie die schönen Augen nicht rot weinen. Nun gehe sie mit ihrem Vater hinunter in die Menage und stärke sie sich auf den Trennungsschmerz.“

Da war Katharine von so viel Liebe und Güte ihres Landesvater hingerissen, ergriff in kindlicher Unschuld dessen Hand und küßte sie inbrünstig.

Als sie auf den langen Korridor traten, wurde ihnen eine neue Ueberraschung.

Ein Lakai führte sie zum anderen Flügel; während der Stadtvogt zur Hofküche geleitet und ihm zugleich bedeutet wurde, daß Prinzessin Mathildis die Tochter zu sprechen wünsche, hieß man Katharine in das Gemach der Prinzessin eintreten.

Prinzessin Mathildis war etwa zwanzig Jahre alt, eine zarte, blasse Blondine, mit gutmütig, sanftblickenden Rehaugen. Sofort ging sie auf die ängstlich dareinschauende Katharine zu, faßte sie bei der Hand und zog sie neben sich auf ein Sofa.

„Sei sie nur nicht ängstlich, liebe Schwester, Katharine heißt sie, nicht wahr?“ hub die blasser Prinzessin zu fragen an, „warum so schüchtern, liebe Schwester, sind wir doch alle Menschen, stehen in Gottes Gut und sind dasselbige Wein und Fleisch!“

Von Katharine wich alle Scheu, es war, als wenn daheim Pfarrers Sophie mit ihr sprach, des alten, guten Seelforgers bejahrte Richte. Und Prinzessin Mathildis war entzückt von der Schönheit des Landmädchens, bezaubert von deren natürlicher Anmut und geistigen Regsamkeit.

„Sag sie einmal, liebe Schwester, hätte sie nicht Lust für immer meine Gesellschaft zu teilen?“

„Aber, Durchlaucht, ich — ich — kann ja den Vater nicht allein lassen, Anna Katharin, meine Base, ist alt und gebrechlich, ich muß ihr helfen im Haushalt,“ stotterte Katharine bestürzt; dann ergriff sie den Kleidsaum der Prinzessin und sagte weinerlich: „Liebe, beste Durchlaucht, nehmt mir's doch nicht für ungut, scheltet mich nicht undankbar, gnädigste Prinzessin, aber was sollte daheim wohl werden?“

„Aber liebe Schwester Katharine, dafür giebt's Rat, für Deinen Vater und der Base Entlastung Sorge ich; sage Ja! Bleibe bei mir, ich bin sehr einsam, liebe Katharine, Du bist die Freundin, die Schwester, welche mir der Himmel zuführte! Und höre noch Eins: Jammer schade wäre es, wenn Du auf jenem Dorfe hinwegtest, hier sollen Deine natürlichen Anlagen sich entwickeln, entfalten, Du wirst den

ganzen Hof bezaubern, und mir wirfst Du eine liebe, treue Gefährtin, in Wahrheit: eine Schwester sein. Bedenke doch, wenn Du später einmal einen eigenen Hausstand gründest: die besten Männer werden Dich erwählen, denn die meisten sind roh und ungehobelt; es ist unsere Zeit, welche Wirren aller Art hervorbringt, in denen der gute Genius zertreten wird, das bißchen Gemüt der Männer untergeht. Einer Frau von Geist, selbst wenn ihr Schönheit mangelt, wird es viel leichter werden sich ein Hausregiment zu sichern, den Gatten zu leiten und eine frohgemute, glückselige Ehe begründen zu helfen, als einem schönen geistlosen Weibe, welches nicht, klug und gewandt, die großen und kleinen Schwächen des Mannes niemals zu erkennen vermag, seine Fehler und angeborenen Neigungen nicht diplomatisch zu decken und feinsühlend zu vertuschen weiß. Einer schönen und zugleich geistvollen Frau aber gehört, wenn sie klug vorgeht, nicht nur das Regiment des Hauses, sondern sie erobert Königreiche.“

Prinzessin Mathildis hatte sich ganz warm geredet und mit leuchtenden Augen, halbgeöffneten Lippen und ganz verklärtem Antlitz schaute Katharine zu ihr auf.

Da beugte sich Prinzessin Mathildis zu ihr nieder, nahm das Haupt der lieblichen Katharine zwischen ihre Hände und küßte sie auf Stirn und Wangen.

„Nicht wahr, meine Schwester,“ fuhr sie fort, „Du schlägst ein, Du verläßt mich nicht?!“

Ganz überwältigt von so viel Herzensgüte rief Katharine:

„Wie könnte ich Euch noch verlassen, Durchlaucht, ich gehöre Euch schon lange mit Leib und Leben, jetzt habt Ihr mir Herz und Seele mit hinzugenommen.“

Nun zog Mathildis Katharine empor, umarmte sie und küßte sie auf den Mund, wonach sie sagte:

„Ich wußte es, meine Herzensschwester, Gott hat Dich mir gegeben in meiner Einsamkeit, er konnte nicht grausam Dich mir wieder entführen wollen.“

„Jetzt wollen wir Deinen Entschluß gleich Deinem Vater mitteilen, er muß wohl auch erst zustimmen und ich hoffe, er wird es freudig tun,“ sagte Prinzessin Mathildis.

Ein Lakai geleitete bald den Stadtvogt zur Prinzessin.

Der Alte sah sofort, daß etwas im Gange war, und er fiel fast schier auf den Rücken, als ihm die Wahrheit klar wurde; auch der Herzog, der Prinzessin Vater, war schon zugegen.

„Nun, lieber Stadtvogt, was sagt er denn zu dem Entschlüssen seiner Tochter, er wird ihn doch billigen?“ nahm Herzog Heinrich das Wort.

Sprachlos mit offenem Munde starrte Just Ratteboom bald auf den Herzog, bald auf seine Tochter, um welche die Prinzessin Mathildis ihren Arm geschlungen.

„Ja, ja, aber, ja, zu viel Ehre, Durchlaucht — ja, aber dann, ja, Durchlaucht — die Base — alt — kränklich, ja — was soll aber gnädige Durchlaucht!“ so stotterte der Stadtvogt, alles durcheinander werfend, ohne einen zusammen-

hängenden Saß herauszubringen. Da kam ihm der Herzog zu Hilfe.

„Na, lieber Stadtvogt, nun füge er sich man, er sieht, seine Tochter will meine Mathildis nicht verlassen, doch wie viel bekommt er für sein Pferd?“

„Siebzig Gulden, Durchlaucht!“

„So! Na, nun höre er zu: Für dieses Pferd bekommt er nichts!“

Der Stadtvogt knickte fast zusammen, horchte aber auf, als der Fürst fortfuhr:

„Seine Tochter muß wohl auch ein Pferd haben, sie hat sich die Diefse — so heißt das Tier jawohl?“ — wandte er sich an Katharine, welche knirschend bejahte, „großgezogen, sie soll es behalten, sie wird auf ihm den ersten Reitunterricht erhalten. Für seine zwei andern Pferde aber, welche Er liefert, kann Er heute gleich dreihundert Gulden auf der Hofamtskasse erheben, ich glaube, Er ist dann wohl gedeckt.“

Nun war's an den Stadtvogt, überwältigt zu sein.

„Straf mich der Himmel, Durchlaucht, wenn ich einen Pfennig nehmen werde; mein ganzes Haus, meinen ganzen Viehreichtum verdanke ich meinem gnädigsten Landesherrn, er mag darüber gebieten.“ Nun sank er vor dem Herzog in die Kniee und bat:

„Nehmen Eure Durchlaucht die beiden Pferde als Geschenk von mir an, es ist zu viel der Gnade meines Landesherrn, einen sündhaften, eigennützigen alten Stadtvogt so reich

zu beschenken, warum soll ich wohl Geld nehmen, da meine Tochter so gnädig und gütiglich Aufnahme fand?!"

Nun zog der Herzog Just Latteboom empor und sprach:

„Stoßvogt, ich habe ihn für einen Geizhals gehalten, doch er trägt einen guten Kern in sich. Er soll sein Geld erheben, wie ich befohlen, denn sein Anwesen erfordert Aufwand. Kann er diesen ohnehin erschwingen, so soll er das Geld in sein Gestüt stecken, er weiß Pferde zu schätzen, und alljährlich werde ich durch meinen Stallmeister nachsehen lassen, ob etwa brauchbare, für meinen Marstall geeignete Tiere darunter sind.“

*

*

*

In die Weise
Hoher Kreise
Zog ein Hauch
Frühlingswehen;
Auferstehen
Sollen wilde Rosen auch!

Bunte Dinge,
Schmetterlinge,
Goldverbrämt,
Können blenden —
Doch sie enden
Meistens immer herzvergrämt.

Tausend Herzen
Sprüh'n beim Scherzen
Dichten Glanz;
Reihen Helle
Auf der Schwelle
Noch beim letzten Totentanz.

Aufwärts streben!:
Drängt das Leben. —
Habet Acht!
Nah am Ziele
Stürzen Viele,
Oh' der gold'ne Stern noch lacht.

Herzengüte:
Schönste Blüte,
Die im Haus!
Wo sie waltet
Und gestaltet,
Reißt die Frucht sich selber aus.

Eine bitterkalte Christnacht war's, die Sterne funkelten aus hellklarem Himmel hernieder; der Vollmond überflutete mit seinem milden Licht die schneebedeckte Erde. Unter den Schritten des Wanderers knirschte der Schnee und die Wölfe und Füchse heulten ob der Eiseskälte und umkreisten die Ortschaften in nächster Nähe.

Oben aus den Fenstern des Schlosses zu Wolfenbüttel fiel märchenhafter Lichterglanz in die Stille der Winternacht,

brach sich hundertfältig in den hohen Spiegeln des Saales und blendete die Augen des alten Stockvogts, der zur Feier des schönsten Festes der Christenheit vom Herzog Heinrich zur Tafel gezogen war.

Just Lätteboom plinkerte und zwinkerte mit seinen kleinen Äuglein, schob die lange, dünne Figur vorsichtig über den spiegelblanken Boden, dehnte sich einmal nach vorne und dann einmal nach hinten aus und war ganz hypnotisiert ob all des Glanzes. Wieder machte er jene ominöse Bewegungen, gerade als ob er Leibschmerzen zu unterdrücken habe, da trat er einer alten Hofdame auf die lange Tuschschleppe, rutschte aus und legte sein langes Wachstum unsanft zu Boden.

Zum Gaudium der Anwesenden suchte die Alte ihn wieder beinfertig zu machen, aber es gelang nicht sogleich: Auf die Hände gestützt vermochte er nicht festen Fuß zu fassen auf dem glatten Boden, erst als einer der Hofkavaliers, der Stallmeister v. Dorstadt, hinzusprang, kam er wieder auf die Leibsäulen, deren langes Maß den Oberbau hin- und her-schwanken ließ.

Da sah er seine Tochter Katharine in ihrer Hoftoilette herankommen; er stierte und gaffte, wie wenn die Schöne ein Geist sei:

„Gott zum Gruß! lieber Vater,“ sagte Katharine, „Ihr habt Euch doch nicht weh gethan?“ fragte sie besorgt.

„'n bißchen verdammt glatt hier im Saale, draußen schon Eisessglätte, hier oben ebenso,“ meinte Dorstadt.

Der alte Stockvogt bedankte sich, daß man so viel Aufhebens mit ihm gemacht, und wollte eben des langen und breiten mit Katharine sich auseinandersetzen, als Dorstadt ihm eine Verbeugung machte, dann der Tochter den Arm bot, um diese der Prinzessin zuzuführen, welche sich über den alten Just Latteboom weidlich amüsierte, der noch immer mit offenem Munde auf die Gruppe schaute.

Jetzt nahte sich ihm ein Hofkavalier, klopfte ihn auf die Schulter und führte den Verblüfften zu dem Sessel der Prinzessin.

Mit huldvollem Lächeln empfing ihn Prinzessin Mathildis, eröffnete ihm, daß Katharine wohl auch Schloßherrin werden würde, indem zwei Kavaliere, der Graf v. der Alseburg, sowie auch der Stallmeister v. Dorstadt trachteten, seine Tochter heimzuführen.

Dem Alten ging's wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Kein Wort vermochte er hervorzubringen; er verbeugte sich einmal, zweimal, unzählige Mal, so daß er eine gelungene Karrikatur stellte.

„Na lieber Stockvogt, was meint Ihr denn zu solcher Werbung?“ fragte die Prinzessin.

Der Stockvogt kratzte sich hinter den Ohren und erwiderte, jetzt schon gefaßter:

„Durchlauchtigste Prinzessin, es hat noch nicht gut getan, wenn die Taube sich dem Falken vermählte, oder die Henne auf den Adlerhorst flog um zu brüten!“

„Ei! ei! Wie poetisch Ihr sprecht! Aber lieber Stockvogt, so schlimm und schwarz muß man doch nicht sehen, es kommt immer auf die Menschen an, die doch nun eben keine wilden Tiere sind. Ein ehrenhafter Kavalier wird Eure Tochter zu schätzen wissen, die mir so teuer wie eine Schwester ist, und darf niemals vergessen, daß er sie aus meiner Hand empfängt, sie, die sich getrost dem ersten Edelräulein an die Seite stellen kann. Ich könnte Euch viele aufzählen aus den Adelskreisen unseres Landes, Viele, die ich den ehrenhaften Herren als Gattinnen nicht wünschen möchte.“

Nachdem sie Latteboom die Hand gereicht, wandte sie sich einer anderen Gruppe zu, an deren Unterhaltung auch Katharine Teil nahm.

Hinten im Saale auf einer Bank saßen zwei Kammerherren, es waren v. Belthem und v. d. Affeburg.

v. Belthem, der als ein nicht gerade edeldenkender Adelsdiplomträger galt, sprach auf den Grafen v. d. Affeburg ein, als dieser sich über die Kälte der schönen Stockvogtstochter äußerte:

„Nun lieber Graf, dem ist doch bald abzuhelpen: Nehmt das dumme Ding mit Gewalt. Ich habe einen Plan, paßt auf: Morgen Nachmittag haben Seine Durchlaucht die Schlitten befohlen; wir fahren mit dem Hofe nach Dorstadt. Vielleicht findet sich Gelegenheit die kleine Bauernkröte so zu locken, daß Ihr Euren Willen kriegt — — mehr wollt Ihr doch nicht! Wie! und dann obligaten Schub. So nun kennt Ihr meinen Plan.“

Entrüstet fuhr der Graf empor:

„Belthem, ist das eines Edelmannes würdig, wehrlose Mädchen zu verführen um sie dann auf den Schub zu bringen? Nein, Belthem, noch darf keine Stimme sich erheben, welche den Grafen v. d. Affeburg einer so ehrlosen, gewissenweiten Handlung zeicht. Wer so zu handeln sich vergißt, hat das Anrecht auf den Edelmann verwirkt.“

„Nur nicht anzüglich, lieber Graf, das klingt ja wie offene Fehde!“ erwiderte Belthem entrüstet.

„Nehmt's wie Ihr wollt! Den Schild sittenrein zu erhalten, ist die vornehmste Pflicht des Edelmannes; wer ihn befudelt, und sei's nur durch niedere Gedanken, ist kein Edelmann mehr. Die Angelegenheit ist einer Lanze schon wert, fühlt Ihr Euch beleidigt, so bin ich für Euch da! Gott befohlen!“

Dann verließ er Belthem mit kurzem Gruße.

*

*

*

Eine lustige Schlittengesellschaft saß in einem der zehn Hofschlitten, welche im munteren Trabe nach Dorfstadt zu sich bewegte.

Es war am Nachmittag des ersten Festtages, die Sonne versank glühend im Westen und die Kälte machte sich empfindlicher bemerkbar denn zur Mittagszeit. In dem mit zwei Füchsen bespannten Schlitten saßen Elisabeth v. Dorfstadt,

eine Schwester des Stallmeisters und Katharine Latteboom, die Tochter des Stockvogts von Saldern.

Elisabeth v. Dorstadt war nicht gerade hochmütig, jedoch eifersüchtig über die Versuche des Grafen v. d. Afseburg, Katharine für sich zu gewinnen. Ihrem Bruder, dem Stallmeister, gönnte sie die Kleine ja schon, aber dem Grafen . . . nein! Den wollte sie selbst erobern.

In der Zeit, welcher unsere Personen angehören, lief man nicht heimlich in die Wälder um Ehrenhändel auszutragen; auf offener Bahn, im Turniergarten spielte sich der Zweikampf ab, sahen schöne Frauen und Jungfrauen den Kämpfenden zu. Freilich, ein Maskenscherz war ein derartiges Duell nicht, wie etwa heutzutage bei reklamebedürftigen Franzmännern; da gab es Rippenbrüche, Stichwunden durch und durch. Splitterte die schwere Lanze, so griff man zum Schwerte und versuchte den Gegner unschädlich zu machen, bis der Fürst oder die Dame, welcher der Ehrenhandel galt, Einhalt geboten. Das war echt ritterlich, so recht eines Edelmanns würdig.

Die Gegner allein wußten um ihre Zwistigkeiten, erschienen gepanzert zu Pferde, warfen sich vor versammeltem Hof den Fehdehandschuh hin, und der Kampf begann.

Es war am Tage nach den heiligen drei Königen, da ward der Turniergarten des Herzogl. Schlosses zu Wolfenbüttel zu ernstem Kampfe hergerichtet. Die Tribünen füllten sich; überall schöne, gepuzte Damen, elegante Kavaliere.

Jetzt ertönten Fanfaren, der Landesherr erschien mit dem Hofe.

Die Fehde ward eröffnet, die Gegner, A. v. Belthem und v. d. Affeburg, nahmen gegeneinander Aufstellung, da ein Fanfarenstoß: Die Pferde setzten sich in Galopp und die Gegner stießen aufeinander.

Dem v. Belthem drang die Lanze durch die Lunge und brachte ihm langsames Siechtum; v. d. Affeburg stürzte vom Pferde und brach einen Arm. So war für beide Gegner die Sache verhängnißvoll verlaufen, nur, daß die Nemesis, zu gerecht, den minderwerten Edlen am schlechtesten wegkommen ließ.

Am härtesten war jedenfalls v. Belthem getroffen. Er vermochte sich nie wieder aufrecht zu tragen, sondern ging stets gebückt. Er war gezeichnet für immer.

Am selbigen Tage erbat der Stallmeister v. Dorfstadt von seinem Fürsten die Erlaubnis, um Katharine werben zu dürfen; der Herzog gab die Sanktion, denn er schätzte die tugendfame, geistvolle Katharine, und hielt sie eines Edelmanns würdig.

Und als nun Dorfstadt zu dem Frauengemach eilte, um seine Werbung anzubringen, kam ihm die Angebetete hocherrötend entgegen, denn auch sie liebte den ritterlichen Mann mit heißer Glut.

Und Prinzessin Mathilde? — sie freute sich des Glückes ihrer Vertrauten aufrichtig, und belehnte sie nach ihrem Recht mit zweihundert Hufen Land und hundert Tagwerk Waldes.

Als das Geschehnis am Hofe bekannt wurde, blieb v. d. Assenburg keine Hoffnung mehr, und da er die stille Neigung Elisabeths kannte, so machte er sich auf und warb um Elisabeth, welche sich ihm auf Gnade und Ungnade ergab.

Eine fidele Verlobungsfeier war es, welche Prinzessin Mathildis herrichtete. Der alte Stadtvogt saß zwischen seinem Kinde, der dereinstigen Herrin des festen Dorstadt, und deren Schwägerin, der demnächstigen Gräfin v. der Assenburg.

Veltheim saß am unteren Ende der Tafel und trieb seine Scherze mit dem schönen, alten Fräulein v. Hagen, welche ihm schlagfertig erwiderte.

*

*

*

Man schrieb Ausgang 1524 als Herzog Heinrich genötigt wurde, sich mit dem thüringischen Adel und Herzog Georg v. Sachsen zu verbinden, um den Aufstand der Bauern niederzuhalten, welche, unter Thomas Münzers Führung, in Thüringen arge Verwüstungen anrichteten.

So zogen denn die Fähnlein des Herzogs Heinrich an einem schönen Aprilmorgen gen Süden den Gefilden Thüringens zu.

Am Nachmittag des folgenden Tages wollte der Herzog nachfolgen. Es handelte sich jedoch um ein brauchbares Schlachtroß.

Zuerst wollte Heinrich die Großmut der schönen Frau des Stallmeisters zurückweisen und statt der Diese, ein anderes, grobknochigeres Pferd für die beschwerliche Feldzugsarbeit erwählen, Sr. Durchlaucht erschien die feingliederige Diese den Strapazen nicht gewachsen. Jedoch der Stallmeister v. Dorstadt und dessen Gemahlin, die schöne Katharine, wußten durch schlagende Gründe den Herzog bald zu überzeugen, daß gerade die Diese das geeignetste Pferd sei; und der Herzog nahm darauf die Diese als Leibpferd; sie sollte seine Ketterin werden.

Der Herzog zog bis zu seinem Lieblingsaufenthalt, dem Gute Kirchberg in der Nähe von Gittelde. Hier schlug er das Hoflager auf. Die Truppen waren schon bis Badenshausen gekommen und machten daselbst Rast.

Am Morgen des folgenden Tages wollte man weiter, bis Sondershausen ziehen.

Der Vollmond stand am Himmel; eine lauschige, wundervolle Frühlingsnacht mit Nachtigallenschlag im Buchenhag und Tannengrün breitete die seidnen Schwingen über Hercyniens Wald. Da zog der Herzog, begleitet nur von seinem Stallmeister und Vertrauten und dessen lieblichen Gemahlin hinauf zur Stauffenburg, zu seiner wunderholden Herzensfrau, der schönen Eva v. Trott.

Se. Durchlaucht wollten Abschied nehmen von der Teuren seines Herzens, ja, Heinrich hatte Seele, eine große schöne Seele: wär's nach ihm gegangen, er hätte sie Land und Fürstenkrone vorgezogen, die schöne Eva, derentwegen

ihm schon manche bittere Stunde bereitet worden. Nun aber wähnte man sie, die schöne Nonne von Gandersheim, in die Gruft gesenkt. Der Eingeweihte wußte es besser: man hatte eine Puppe begraben. Jedoch Heinrich war auf Drängen der Sippe der Trott's gezwungen worden, Eva durch Priesterwort sich antrauen zu lassen und lebte somit in Bigamie, welche sündhafte Handlung vom Papste sanktioniert und deren Sprößlinge, der edle Heinrich von Kirchberg in erster Linie, auch vom Kaiser Karl V. legitim gesprochen wurden und als erbberechtigt galten.

Heinrich von Kirchberg, einer der edelsten Sprossen welfischen Stammes, den der Herzog durchaus zu seinem Nachfolger machen wollte, indem sein Sohn erster Ehe, Heinrich Julius, mißgestaltet und nicht gut katholisch war, sondern der Reformation zuneigte. Aber der edle Heinrich von Kirchberg erklärte kurzweg:

„Niemals würde ich mich herbeilassen, die Rechte eines erstgeborenen Bruders anderer Ehe auch um ein Haar zu schmälern, jedoch sie zu schützen mit dem letzten Blutstropfen, soll meine vornehmste Aufgabe sein!“

Als er so seinem Vater gegenüber sprach und sich durch nichts bewegen ließ, da schloß ihn der Herzog in seine Arme, küßte ihn inbrünstig und sagte:

„Ich wußte es, Du bist gerechter denn ich! Der Segen aller Heiligen möge Dich geleiten. Du bist der echte Sohn meines Herzens und Deiner Mutter meines liebsten, süßen Gemahls. Du solltest eigentlich des Reiches Krone tragen!“

So sprach ein braunschweigischer Herzog im sechszehnten Jahrhundert.

Geräuschlos öffnete sich die schwere Eichentür, welche in die Ringmauer eingelassen war, heraus traten Herzog Heinrich, sein Stallmeister von Dorstadt und dessen Gemahlin Katharine, die nunmehr zur Freifrau von Münchhof ernannt war.

Unten am Fuße des Berges warteten die Reitknechte mit den Pferden.

Nachdem sie eine Strecke geritten, war es dem Herzog, als ob er Waffengeklirr vernommen, als ob Pferde schnoben, und kaum aufmerksam geworden, brachen aus einem Hohlwege etwa zwanzig gut berittene Aufständische, denen noch allerlei Gefindel zu Fuß folgte, das auch im Hinterhalt gelegen hatte.

Dorstadt suchte mit seiner Gemahlin zu entkommen, doch vermochte sie der Diefse, welche der Herzog ritt, nicht so schnell zu folgen. Der sich zur Wehr setzende Reitknecht wurde erschlagen, Dorstadt eingeholt und gefangen hinweggeführt.

So kam der Herzog unverfehrt, doch allein in Kirchberg an.

Etwa hundert Bewaffnete, fünfzig zu Fuß und fünfzig zu Roß verfolgten die Rebellen und holten sie in der Nähe der Stauffenburg ein. Die Schar wurde umstellt und mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Dorstadt wurde befreit und die Führer nach Kirchberg mitgenommen; hier machte man ihnen nach Kriegsrecht den Prozeß. Sechs

wurden enthauptet und die Uebrigen zu schwerem Kerker verurtheilt.

Die Liese aber wurde noch einmal die Ketterin Herzog Heinrichs.

Als der Herzog durch einen Hohlweg ritt, der von steilen Böschungen eingefast wurde, stellten sich ihm ein neues Hinderniß entgegen; man hatte den Hohlweg durch einen Wagen verrammelt und suchte so Wirrwarr unter die Reiter zu bringen. Mit gewaltigem Satz nahm die Liese die Barrikade und trug ihren Reiter im tausenden Galopp durch die erschrockenen Bauernhausen.

Während die andern Reiter Kehrt machen mußten, erlangte der Herzog Anschluß an den Herzog Georg von Sachsen, und so fiel man den Aufständischen in den Rücken und zersprengte sie.

Als bei Frankenhäusen das Schicksal Münzers und Genossen besiegelt war, zog die Liese wieder mit in den Herzoglichen Marstall gen Wolfenbüttel. Hier war sie der Liebling des ganzen Hofes und wurde ganz besonders von der schönen Frau Katharine gepflegt und verhätschelt.

